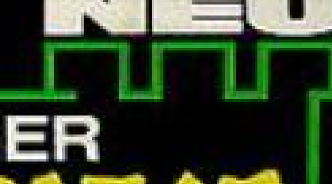






GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

So freundlich wie der Teufel

Frankreich F 8,50 / Italien L 2000 / Niederlande f 2,40 / Spanien P 190



So freundlich wie der Teufel

John Sinclair Nr. 639

von Jason Dark

erschienen am 02.10.1990

Titelbild von San Julian

Sinclair Crew

So freundlich wie der Teufel

Der lange Lauf des Revolvers glitt vor dem Gesicht in die Höhe, bis die Mündung den Mützenschirm berührte und die Kopfbedeckung um eine Idee nach hinten schob.

Eine typische Geste für sie, eigentlich nichts Besonderes, etwas völlig Normales, aber bei dieser Person bekam die Geste einen gewissen Sinn, vor allen Dingen deshalb, weil sie mit dem Lauf eines Revolvers durchgeführt worden war.

Das Gesicht unter dem Mützenschirm zeigte eine blasse Haut, war hart und weich zugleich. Augen, deren Pupillen wie gefroren wirkten. Das Haar war unter der Cop-Mütze nicht zu sehen. Nur eine Strähne lugte unter dem Rand hervor, sie schimmerte mahagonifarben.

In den Augen spiegelte sich das wider, was die Person empfand: Zufriedenheit…

Ja, sie war zufrieden, es lief alles nach Plan. Die Lippen der Frau spitzten sich zum Kuss, bevor sie über den Stahl des Revolvers glitten, um ihn zu berühren.

Diese Geste hatte etwas Sinnliches.

Die Frau ließ den Revolver verschwinden, als sie in den Schatten einer alten Brandmauer tauchte und mit ihm verschmolz.

Es war ruhig in der Süd-Bronx. Ungewöhnlich ruhig. Kein Geschrei, kein Feuer, keine Schüsse. Die meisten Menschen hatten sich zusammengetan, um für eine bestimmte Sache zu demonstrieren.

Sie wollten nicht mehr der letzte Dreck sein. New York hatte einen schwarzen Bürgermeister, er hatte viel im Wahlkampf versprochen, und jetzt wollten die sozial Benachteiligten endlich einmal ihr Recht bekommen. Dafür gingen sie auf die Straße und zogen bis hinunter in das ebenfalls unter der großen Hitze leidende Manhattan.

Die Frau überlegte. Hatte es überhaupt Sinn, durch die Straßen zu gehen und aufzuräumen?

Doch, sie musste es tun. Man verlangte es von ihr, und sie würde gehorchen.

Jamie Steel schraubte den Schalldämpfer auf den Lauf. Auch diese Bewegungen genoss sie. Es faszinierte die Frau, wenn sie diesen Vorgang ausführte. Jamie war deshalb so begeistert, weil er den Tod lautlos machte.

Zielen, schießen, töten! Und sie ging weiter!

Blau war die Uniform, dunkel das Koppel, heller die Hemdbluse. Wegen der Hitze hatte sie die obersten Knöpfe geöffnet. Sie liebte diese Uniform, sie hatte einmal zur Polizei gehen wollen, aber das war vorbei. Jetzt war sie ihre eigene Polizei.

Sie ging langsam, als würde sie sich auf Eis bewegen. Ihre Turnschuhe hatte sie dunkel eingefärbt.

Sie passten zwar nicht zur Uniform, doch irgendwo musste sie Kompromisse schließen. Einem Opfer konnte sie sich nicht auf genagelten Sohlen nähern.

Der Tag war heiß gewesen. Noch jetzt lag die Luft bleiern über der Stadt. Bei jedem Atemzug saugte sie den Gestank der Bronx ein. Manchmal hasste sie New York, dennoch brauchte sie die Stadt für sich, für ihn, für ihre Zukunft.

Und so schritt sie hinein in die Einsamkeit, die Lippen hart gespannt, als wollte sie im nächsten Augenblick anfangen zu lächeln, was ihr aber nicht gelang, denn ihre Gedanken drehten sich um völlig andere Dinge.

Eine tote South Bronx!

Es war einfach irre. So etwas hatte es lange nicht mehr gegeben. Da trat der sowieso schon vorhandene apokalyptische Schauer der Stadt noch deutlicher hervor.

Die meisten Häuser, die dreckigen Fassaden, sie alle wirkten nur noch wie eine Kulisse, in der sich niemand aufhielt.

Es gab Gerüchte, dass die Bronx saniert werden sollte. Eigentlich nicht schlecht, aber die Menschen, die hier lebten, hausten oder vegetierten - Letztere waren in der Überzahl -, hätten nicht gewusst wohin. Auch wenn sie noch so stark über die Bronx fluchten, dieser Stadtteil war ihr Zuhause.

Der Verkehr schien von der Nacht verschluckt worden zu sein. Kaum ein Auto fuhr. Wer nicht unbedingt in die Bronx musste, der mied diese Gegend. Die Fahrzeuge, die am Straßenrand parkten, sahen aus, als gehörten sie auf den Schrottplatz.

Sie standen da wie Kulissen auf einer Bühne, die niemand mehr haben wollte.

Neben einer Laterne blieb Jamie Steel stehen. Sie lehnte sich mit der Schulter gegen den schmutzigen Pfahl und nahm fast die Haltung eines Western-Helden ein. Jetzt noch das Drehen einer Zigarette, und sie wäre perfekt gewesen.

Das aber ließ sie bleiben, denn Jamie hatte andere Hobbys. Weitaus gefährlichere.

Sie lächelte, als sie daran dachte, und in ihre Augen trat ein ganz besonderer Glanz. In dieser verdammten Nacht, so schwor sie sich, würde wieder jemand unter ihrem tödlichen Hobby zu leiden haben.

Natürlich brannte die Laterne nicht. Die Kuppel war längst zerschmettert worden. In der Nähe lag ein Abfallberg, den auch keiner forträumte. Er stank nicht nur, er raschelte auch, weil Ratten durch ihn huschten. Diese Ecke der Bronx gehörte wirklich zu den Schlimmsten.

Die Frau warf einen Blick in die Höhe.

Selbst der Nachthimmel wirkte schmutzig, als würde er sich schämen, auf diesen Stadtteil niederblicken zu müssen.

Sie merkte das Kribbeln und spannte sich sofort. Es trat immer dann ein, wenn bald etwas passierte.

Das begann bei den Füßen und stieg allmählich höher, als hätte man ihr Blut mit Mineralwasser verdünnt. Es erreichte auch ihren Hals, wo es sich festsetzte und die Haut im Nacken spannte.

Ihre Lippen bildeten nur zwei blutleere Striche. Plötzlich sah das Kinn steinern aus. In den Augen flimmerte kein Leben mehr. Die Pupillen erinnerten an glatte Kugeln, die einfach hineingedrückt worden waren. Zu sehen war noch nichts, trotzdem löste sich Jamie Steel von der Laterne und schritt die wenigen Yards über das aufgerissene Pflaster des Gehsteigs, bis sie den Kantstein erreicht hatte, der an einigen Stellen einfach rausgebrochen worden war. Irgendwelche Banden hatten ihn als Wurfgeschosse benutzt.

Er grenzte die normale Fahrbahn ein. Eine breite Spur, die eine

Schneise durch die trostlose apokalyptische Landschaft zog und das Bild der Zerstörung auf perfide Art und Weise vervollkommnte.

Sie betrat die Straße. Es war nicht das normale Gehen eines hier lebenden Menschen. Diese Bewegungen verrieten eine Sicherheit, die schon an Überheblichkeit grenzte. So gingen zumeist die großen Bosse, aber auch nur im Schutz der Leibwächter.

Jamie bewegte ihre Zunge. Im Mund spürte sie den rauen Geschmack. Das Gesicht hatte sich noch stärker gespannt. Es sah so aus, als würde die Haut auf den Wangen im nächsten Moment platzen.

Die Bronx war um drei Uhr morgens wie tot. Ihre Bewohner tobten sich weiter südlich in Manhattan aus und lieferten sich dort Straßenschlachten mit der Polizei.

Sie aber war als einzige Polizistin geblieben, und sie stand auf der Straßenmitte, dicht vor einem Schlagloch, das niemand zugeschüttet hatte und auch keiner zuschütten würde.

Woher der Brandgeruch kam, konnte sie nicht sagen. Irgendwas brannte immer in der South Bronx oder kokelte vor sich hin.

Sie schaute in Richtung Süden, weil sie genau wusste, dass das oder die Opfer von dort erscheinen würden.

Ihre rechte Hand legte sie für einen Moment auf den Griff des Revolvers. Es tat gut, ihn zu berühren, denn diese Waffe spie den Tod aus, und nicht nur ihn, denn er war begleitet von einem mörderischen Gruß aus der Hölle, den der Teufel persönlich ausgesprochen hatte.

Dann sah sie die beiden hellen Punkte. Blasse Kreise, noch etwas weit entfernt - Scheinwerfer…

Jamie Steel nickte. Sie war auf keinen Fall überrascht, denn sie hatte nichts anderes erwartet. Die Botschaft war genau gewesen, man ließ sie eben nicht im Stich.

In der Straßenmitte blieb sie stehen, und sie würde keinen Schritt zur Seite weichen, das stand fest.

Die Regeln kannte sie und auch die Risiken. Wenn ihre Gestalt im Licht der Scheinwerfer erschien und der oder die Fahrer merkten, dass es sich um eine Uniformierte, um einen weiblichen Cop, handelte, bestand die Möglichkeit, dass sie bremsten.

Es gab auch welche, die einfach weiterfuhren und einen Polizisten überrollten, denn wer viel Dreck am Stecken hatte, reagierte oft genug voller Panik.

Darauf musste es Jamie Steel eben ankommen lassen.

Freiwillig fuhr in der South Bronx niemand schnell. Wer hier ein Auto besaß, der liebte es auch, wollte es so lange wie möglich erhalten und nicht über eine schlechte Wegstrecke prügeln, sodass es litt oder zerstört wurde.

Sehr locker wartete sie. Keine Straße war in dieser Gegend glatt, in der South Bronx erst recht nicht.

So blieb es nicht aus, dass der Wagen schaukelte. Die Scheinwerfer hoben und senkten sich im Rhythmus der Schlaglöcher, durch die der Wagen getrieben wurde. Wie ein blasser Teppich glitten die breiten Kegel über all den Müll hinweg, über die Zerstörung, die verdreckten Wände und die schmutzigen Fassaden der alten, oftmals ausgebrannten Bauten.

Hier war New York zum Vorhof der Hölle geworden, und in den hinein stach das Licht mit seinem blendenden Schein, denn der Fahrer hatte das Fernlicht eingeschaltet.

Die Fülle übergoss Jamie Steel wie ein gewaltiges Tuch. Scharf konturiert zeichnete sich ihre Gestalt inmitten des Lichtteppichs ab.

Ein Hupsignal gellte ihr entgegen. Es hörte sich aggressiv an.

Jamie Steel kümmerte sich nicht darum. Sie blieb stehen. Ihre lockere Haltung musste einfach provozieren. Sie hatte die Arme angewinkelt und die Hände leicht in die Taille gestützt.

Sollten sie kommen, sie jedenfalls würde nicht um einen Deut zur Seite weichen.

Noch einmal schrillte ihr das verfluchte Hupsignal entgegen. Widerlich laut und warnend.

Ein anderer wäre verschwunden, hätte den großen Satz zur Seite gemacht, nicht Jamie.

Sie war eiskalt, blieb stehen, und vor ihr explodierte das Licht. Die Augen hielt sie zu schmalen Schlitzen verengt, denn sie wollte nicht zu stark geblendet werden.

Welcher Wagen auf sie zufuhr, wusste sie nicht. Sie konnte es auch nicht an der Form seiner Scheinwerfer erkennen, sie sah überhaupt nichts, nur das helle Blendwerk.

Sie hörte den Motor, wieder das Hupsignal. Längst musste der Fahrer erkannt haben, dass sie die Uniform eines Cops trug. Okay, die war oft genug in New York nicht viel wert, aber manchmal schreckte sie doch Menschen vor übereilten Handlungen zurück.

Auch diesen hier?

Der Wagen wuchs vor ihr hoch wie ein hell glotzendes Raubtier, das sie fressen wollte.

Dann kreischten die Reifen, wirbelten Staub hoch, als sie blockierten. Die Wolken wehten Jamie entgegen, hüllten sie ein, vernebelten selbst das grelle Licht, aus dem etwas Breites hervorschoss und nicht mehr gestoppt werden konnte.

In Höhe der Knie bekam Jamie Steel den Schlag mit. Der dumpfe Schmerz jagte durch ihre Beine.

Das merkte sie in dem Augenblick, als sie zur Seite kippte, denn sie hatte den Aufprall nicht mehr auffangen können. Sie fiel nach rechts, prallte auf und rollte durch den hochgewirbelten Staub, bevor sie auf der rechten Seite liegen blieb. Dass sie dabei ihren Revolver gezogen

hatte, war von den Personen im Wagen nicht bemerkt worden.
Sie blieb starr liegen.
Nicht weit entfernt, höchstens zwei Armlängen, stand der Wagen wie ein fauchendes Raubtier. Die Scheiben waren nach unten gedreht, ein bleiches Gesicht erschien auf der Fahrerseite.
»Soll ich weiterfahren?«
»Ja.«
»Aber sie ist ein Bulle!«
»Na und?«
Das bleiche Gesicht lachte. »Na gut, wir haben nichts mehr zu verlieren, Mr. Klein.«
Jamie hatte den Namen gehört. Klein hieß der Mann auf dem Beifahrersitz. Der war bekannt in der South Bronx. Yves Klein gehörte zu einer Bande Farbiger, die es geschafft hatten. Was er genau tat, war ihr nicht bekannt. Jedenfalls hatte er es geschafft, in der Hierarchie nach oben zu klettern, und er konnte sich sogar einen weißen Leibwächter leisten. Das war etwas Besonderes und momentan in. Jeder Farbige war stolz darauf, den Weißen für sich arbeiten lassen zu können.
»Okay, dann fahre ich weiter!«
»Einen Moment noch!« Jamie Steel hatte nicht laut gesprochen. Es reichte aus, um gehört zu werden, und das bleiche Gesicht im offenen Fenster regte sich nicht.
»Was ist denn?« Der Beifahrer wurde ungeduldig.
»Na ja, sie will nicht. Sie ist noch okay und möchte gern, dass wir bleiben.«
»Ach sie lebt?«
»Anscheinend.«
»Dann gib ihr den Rest.«
»Gut, Chef, gut.« Der Weiße lachte, öffnete die Tür, lachte noch immer, zog eine Kanone aus dem Gürtelholster und lachte plötzlich nicht mehr, denn er schaute genau in die Mündung des Revolvers, den Jamie Steel vorgestreckt hielt.
Schräg nach oben zeigte das dunkle Loch. Dann schoss sie. Abgebrüht, eiskalt krümmte sie den Zeigefinger und sprach nur einen Satz. »Im Namen des Teufels!«
Ob der Weiße ihn noch verstanden hatte, konnte sie nicht sagen. Das Geschoss schleuderte ihn bis gegen den Wagen zurück. Er schlug mit der rechten Hand auf dem Türholm, schaffte es aber nicht, sich daran festzuklammern. Die Beine sackten ihm weg. Auf seinem weißen Hemd verteilte sich ein dunkler Fleck in Brusthöhe.
Blut…
Yves Klein hatte keinen Schuss gehört, nur ein leises, dumpf klingendes Geräusch. Als er seinen Leibwächter fallen ließ, rammte er

die Beifahrertür auf und warf sich mit einem wilden Satz nach draußen, wobei er einen Fluch ausstieß.

Auch er war bewaffnet, trug sogar zwei Kanonen mit und ließ seine Handflächen auf die Griffe klatschen. Dabei wollte er sich in Deckung seines Fahrzeugs ducken, doch die Stimme der Frau erreichte ihn vorher.

»Nicht doch, Yves. Lass die Finger von deinen Schießeisen. Du würdest immer den Kürzeren ziehen.«

»Shit, wer bist du?«

»Dreh dich um, Yves!«

Klein musste gehorchen. Er war ein bulliger Schwarzer, der stolz darauf war, sich Seidenanzüge leisten zu können.

»Mach schon, Yves!«

Die Stimme fraß sich in ihn wie Säure. Sie war so verteufelt sanft, doch er ließ sich nicht täuschen.

Hinter dieser Sanftheit verbarg sich eine tödliche Drohung.

Yves drehte sich um. Seine Eleganz machte einen etwas zerknitterten Eindruck. Aus der Jackettasche nahe des Revers hing ein hellrotes Tuch wie eine Fahne.

»Na, Yves?«

Der Schwarze schnaufte. »Verflucht noch mal, was willst du von mir? Was? Sag es!«

»Ganz einfach, Yves. Das Gleiche, was du von mir gewollt hast. Kannst du dich nicht mehr erinnern? Du bist es gewesen, der seinem Leibwächter den Auftrag gab, mich zu erledigen.«

Er lachte krächzend. »Wann denn?«

»Vorhin.«

»Stimmt nicht, ich…«

»Yves, ich bitte dich.« Sie sprach wieder sanft und auch vorwurfsvoll mit ihm. »Weshalb lügst du denn, Yves? Da bin ich aber von dir enttäuscht, mein Junge.«

»Wieso, ich lüge nicht.«

»Doch, ich kann mich auf meine Ohren verlassen. Noch etwas Yves, es tut mir nicht einmal leid.«

Jamie Steel lächelte böse, sie zielte dabei auf das rote Tuch.

Sie schoss!

Diesmal war kaum Blut zu sehen, denn das Tuch saugte es auf, als es aus der Wunde quoll.

Yves Klein wankte zurück. Er gab Laute von sich, die nichts Menschliches mehr an sich hatten.

Röchelnd brach er in die Knie, drehte sich zur Seite und kippte um.

Einfach so…

Tot blieb er liegen, und beide Leichen rahmten den Wagen ein wie eine makabre Performance. Passend zu diesem Gebiet, das schon seit

Jahren zu den Schlimmsten in New York zählte.

South Bronx…

Jamie Steel ging nicht hin, um sich vom Tod der Männer zu überzeugen. Sie wusste, dass sie tot waren. Denn andere so zu erledigen gehörte zu ihren Stärken.

Dann ging sie weg.

Lässig, nicht mehr so steif, in der Hüfte schwingend. Es war der Schritt einer Siegerin.

Wieder einmal…

Sie lachte leise, als sie daran dachte, dass sie den vielen Rätseln noch ein weiteres hinzugefügt hatte, an dem sich ihre »Kollegen« abermals die Zähne ausbeißen konnten.

Wenig später war sie weg, als hätte es sie nie gegeben…

***

Wer in der South Bronx sein Leben fristete, stank eigentlich immer. Dieser Stadtteil verbreitete einen bestimmten Geruch, das jedenfalls behaupteten die, die nicht dort lebten. Die Bewohner hoben darüber nur die Schultern, aber es stimmte, daran gab es nichts zu rütteln. Das wusste auch der sechzehnjährige Moses, der im Schatten eines Abfallbergs aus Blech, Steinen und verfaulten Pflanzen sowie verdorbenen Essen hockte und nicht wagte, sich zu rühren.

Er war vor Angst wie eingefroren, denn er hatte den zweifachen Mord hautnah miterlebt.

Ein weiblicher Bulle tötete.

Das wollte Moses nicht in den Kopf. Nicht dass er die Bullen gemocht hätte, nein, in diesem Getto mochte keiner die Blauhemden, aber dass sie so abgebrüht waren, hätte er nicht gedacht. Hinzu kam, dass es sich um eine Frau gehandelt hatte.

Sechzehn Jahre alt war Moses. Einige Zeit hatte er in Erziehungsanstalten verbracht, war wieder entlassen und auf die Straße zurückgeschickt worden, hineingesetzt in eine Gegend, in der es nur Elend und Verbrechen, aber keine Hoffnung gab.

Andere in seinem Alter hatten schon ihren ersten Totschlag oder Mord auf dem Gewissen.

Nicht Moses. Okay, er hatte gestohlen, sich auch geprügelt, mal mit dem Messer gedroht und zugestochen, aber nicht gemordet. Möglicherweise hatten die Worte seiner Mutter, einer gläubigen Baptistin, doch etwas bei ihm bewirkt. Sehr lange und sehr intensiv hatte sie auf ihren Sohn eingeredet, sich nicht dem Bösen hinzugeben und den Verlockungen des Teufels zu verfallen.

Nun war sie den Verlockungen verfallen, denn man hatte sie beim Ladendiebstahl erwischt. Es war leider ein superteurer Pelzmantel gewesen, bei einem geringeren Wert hätten sich die Bullen kaum

darum gekümmert.

Jetzt hockte sie vier Wochen in einem Lager, und ihr Zuhause war zu einem Chaos geworden.

Moses fühlte sich so verflucht allein. Er hatte an seiner Mutter gehangen und alles versucht, sie nicht in dieses Lager kommen zu lassen. Es war vergeblich gewesen, doch durch die Hilfe eines im Dienst ergrauten Cops war es ihm gelungen, seine Mutter besuchen zu können.

Dieser Cop war für ihn der Strohhalm. Er arbeitete in einem der gefährlichsten Reviere der Welt, in der Festung, wie man das in der South Bronx nannte. Und er hatte es geschafft, zwischen Moses und sich eine Basis des Vertrauens aufzubauen.

An ihn musste der Junge denken, als er sich endlich aus seinem Versteck erhob und mit vorsichtigen Schritten über die Fahrbahn lief. Er dachte daran, dass ihn andere einen Feigling genannt hatten, weil er nicht mit nach Manhattan zu den Demos gegangen war, um Randale zu machen. Jetzt wünschte er sich, er wäre mitgegangen, doch er hatte dem Cop versprochen, nicht zu gehen.

Irgendwo war Moses auch stolz darauf, das Versprechen eingehalten zu haben.

Bewusst hatte er sich gedanklich abgelenkt, als er auf den Toten starrte. Yves Klein war in der Bronx ein Begriff gewesen, eine Macht. Kaum jemand hatte sich an ihn herangetraut, und jetzt lag er auf dem schmutzigen Boden, eingepackt in seinen teuren Anzug und mit einer Kugel im Körper.

Kein Leben mehr, nur starr und tot.

Es zuckte Moses in den Fingern, Klein zu durchsuchen und ihm das Bargeld abzunehmen, das er bei sich trug, aber er schreckte davor zurück. Der Respekt vor dem Tod war zu groß.

Mit der Zungenspitze fuhr Moses über die Oberlippe und leckte dort den Schweiß ab. Er schaute sich auch Kleins Leibwächter an, einen Weißen, der für den Farbigen gearbeitet hatte. Das war auch der Traum des sechzehnjährigen Moses, nur würde er sich den niemals erfüllen können.

Auch der Weiße war tot. Moses schüttelte sich, als er in dessen Augen schaute. Dieser starre Totenblick trieb die Furcht in ihm hoch. Rasch wandte er sich ab und lief weg.

Er wusste nicht einmal genau, wohin er laufen sollte. Einfach nur verschwinden, wegrennen, sich irgendwo verkriechen, abwarten und darauf hoffend, dass ihn der weibliche Killer in der Uniform eines Cops nicht entdecken würde.

Ein Cop!

Er lachte auf, als er daran dachte. Wenn er das erzählte, würden sie ihm einen Tritt in den Hintern geben und aus dem Revier werfen.

Niemand würde ihm glauben. Die hielten doch alle zusammen, und keine Krähe hackte der anderen ein Auge aus.

Wo sollte er hin?

Nach Hause wollte er nicht, da würde ihm die Decke auf den Kopf fallen. Außerdem war die Bude stickig, da bekam er kaum Luft. Freunde hatte er auch nicht, nur Kumpane, mit denen er über seine Sorgen kaum reden konnte. Eine Hoffnung blieb. Sie hatte sogar einen Namen, auch wenn sie während der Dienstzeit eine Uniform trug.

Vernon, der Cop, der Mann, den Moses als seinen einzigen Freund ansah.

Vor den heruntergelassenen Eisenrollladen einer Eckkneipe, in der längst nichts mehr ausgeschenkt wurde, blieb er stehen. Sein dünnes Hemd klebte auf dem mageren Körper.

Vernon wohnte auch in der Bronx, aber in einer besseren Gegend, wo die Häuser noch Vorgärten hatten und man zu den Haustüren Treppen hochsteigen musste.

Es war spät in der Nacht oder früh am Morgen, aber Vernon hatte ihm einmal gesagt, dass er ihn zu jeder Tages- und Nachtzeit besuchen konnte.

An dieses Versprechen musste er sich halten, und Moses glaubte nicht, dass Vernon ihn enttäuschen würde. Wo er lebte, wusste Moses. Nach einem Fußmarsch von einer Viertelstunde hatte er das Gebiet erreicht, das um diese Zeit ausgestorben wirkte, denn er sah kaum einen Menschen. Auch die meisten Fenster lagen im Dunkeln.

Vernon wohnte unten. Man hätte auch Hochparterre dazu sagen können. Moses wusste nicht, ob der Mann überhaupt da war, er musste es einfach versuchen.

Mit langen Schritten huschte er durch den Vorgarten, tauchte in die Nische, blieb vor der Tür stehen und ließ seine Blicke über das Klingelschild gleiten.

V. Shrame. Das musste er sein.

Moses zitterte schon vor Aufregung, als er klingelte.

Er lauschte, ob überhaupt eine Glocke im Innern anschlug, konnte aber nichts hören.

Moses wartete, schellte noch einmal, wartete wieder, dann hörte er das Knarren eines hölzernen Rahmens, als ein Fenster geöffnet wurde. Die Frauenstimme brauchte nicht laut zu sprechen, um gehört zu werden. »Wer ist denn da?«

»Ich bin es, Moses.« Er trat aus der Einfahrt. »Darf ich reinkommen, Mrs. Shrame?«

Auf dem Gesicht der dunkelhäutigen Frau breitete sich Misstrauen aus. »Ich kenne dich nicht.«

»Ich heiße Moses.«

Ein Mund klaffte auf, wurde wieder geschlossen, dann folgte ein

Nicken und die Antwort, die den Jungen beruhigte. »Ah, du also bist Moses. Vernon hat mir schon von dir erzählt.«

»Ist er denn da?«

»Nein.«

»Kann ich trotzdem auf ihn warten?«

»Sicher. Ich drücke dir auf.«

Der Junge war dermaßen erleichtert, dass er am liebsten geweint hätte. Wie ein Schlafwandler kam er sich vor, als er den kühlen, sauberen Flur betrat und wenig später in der aufgeräumt wirkenden Wohnung am Küchentisch saß und ein großes Glas Saft vor sich stehen hatte, aus dem er langsam trank.

»Und was hast du für Probleme, Junge?«

Mrs. Shrame war bereits Großmutter. Zwei Generationen trennten sie und den Jungen, doch Moses spürte genau das Vertrauen, als er die Frau anblickte.

»Willst du nichts erzählen?«

Er fuhr durch sein krauses Haar. Auch Mrs. Shrames Haar war kraus, wenn auch ergraut.

»Doch, ich will reden, ich muss einfach sprechen. Es ist zu schlimm, wissen Sie? Das muss raus.«

»Bitte. Ich habe Zeit!«

Moses sprach. Es sprudelte nur so aus ihm hervor. Er ließ Dampf ab wie noch nie.

Mrs. Shrame hörte geduldig zu. Sie war zwar keine Psychologin, sie reagierte rein gefühlsmäßig und wusste genau, wann sie den Mund halten musste und wann nicht.

Es dauerte lange, bis sich ihr junger Gast alles von der Seele geredet hatte. Anschließend schaute er Mrs. Shrame mit einem sehr bangen Blick an. Hatte sie ihm alles geglaubt?

Die Frau enthielt sich zunächst eines Kommentars und schenkte Moses Saft nach. »Es war schlimm für dich, nicht wahr?«

»Ja, sehr…« Er schabte mit den Handflächen unruhig über den Stoff seiner alten Jeans.

»Ich müsste meinen Mann anrufen, aber ich weiß nicht, ob er im Revier ist. Viele Cops sind abgezogen worden, wegen der Krawalle.«

»Schicken Sie einen anderen hin.«

»Das werde ich auch, warte.«

Das Telefon stand auf einer Kommode, deren blanke Fläche spiegelnd sauber war. Mrs. Shrame wählte die Nummer, wartete einen Moment, und als abgehoben wurde, gab sie einen knappen Bericht.

Was der andere Teilnehmer erwiderte, konnte Moses nicht verstehen. Etwas Freundliches war es bestimmt nicht, denn seine Stimme hörte sich sehr laut an.

Dennoch behielt sie das Lächeln bei, als sie zum Tisch zurückkehrte.

»Man wird sich um die Toten kümmern.«
»Ja, das ist gut, das ist wirklich gut.«
»Sicher, mein Junge. War es wirklich eine Frau?«
Moses nickte. »Sogar in der blauen Uniform. Ich - ich kann das nicht fassen.«
Sie legte ihre Hand auf die seine. »Das glaube ich dir. Mein Mann wird so schnell wie möglich herkommen, das hat man mir versprochen. Dann kannst du ihm alles berichten. Solange solltest du dich ausruhen. Leg dich hier auf das Sofa - okay?«
Moses zögerte noch.
»Keine Sorge, mein Junge, es wird dir in diesem Haus nichts passieren.«
»Gut, danke.« Er nickte und stand langsam auf. Er ging auf das alte Sofa zu, um sich hinzulegen.
»Ich hole dir noch eine Decke, Moses.«
»Nein, es ist warm genug.«
»Okay, das sehe ich ein. Die Dusche ist übrigens frei.«
»Was? Ich soll…?«
»Ja, spül dir den Dreck der Bronx ab, Junge. Es wird dir gut tun, glaube es mir.«
»Danke.« Er schwang sich hoch, und Mrs. Shrame zeigte ihm das winzige Bad. Ihr Mann hatte es nachträglich eingebaut und vom Schlafzimmer abgetrennt.
Die Frau atmete tief durch und ließ sich auf der Bettkante nieder. Es war zu einem Problem angewachsen, denn bestimmte Morde hatten sich in der letzten Zeit vervielfacht. Keine Bandenschießereien, nein, es waren Taten wie Hinrichtungen gewesen, aber zum ersten Mal hatte es einen Zeugen gegeben, eben den Jungen. Dass eine Polizistin die Morde begangen haben sollte, war kaum zu fassen, war einfach unbegreiflich, aber Mrs. Shramè sah keinen Grund, an den Worten des Jungen zu zweifeln.
Sie stand wieder auf, als sie das Rauschen der Dusche nicht mehr hörte, ging zurück in die Küche, weil sie ebenfalls noch einen Schluck trinken wollte.
»Hallo, Mrs. Shrame!«
Nein, sie schrie nicht, als sie die Stimme hörte, obwohl ihr danach zumute war. Sie blieb nur einfach stehen und starrte auf die Frauengestalt in Uniform, die einen Revolver mit aufgeschraubtem Schalldämpfer in der Hand hielt, deren Mündung auf die Polizistenfrau wies.
Scharf holte Mrs. Shrame Luft. »Was - was wollen Sie von mir? Wer sind Sie überhaupt?«
»Das spielt keine Rolle. Ich bin nur gekommen, um gewisse Zeugen zu beseitigen.«

»Zeugen? Wobei?«
»Das wissen Sie genau, Mrs. Shrame. Es hat leider etwas gedauert, bis es mir gelang, die Spur des Halbwüchsigen aufzunehmen. Er hätte sich lieber um seine eigenen Dinge kümmern sollen.«
»Von welchem Jungen reden Sie überhaupt?«
»Von dem kleinen Nigger.«
»Hören Sie, ich…«
»Ich höre nicht. Mrs. Shrame, ich schieße…«
Und sie schoss tatsächlich. Es war kein Abschussknall zu hören, nur ein Laut, als hätte jemand mit einem Gummihammer gegen eine Wand geschlagen.
Mrs. Shrame staunte noch, als sie fiel. Dabei riss sie einen Küchenstuhl um, der mit ihr zusammen zu Boden polterte.
Die Killerin aber bewegte sich bereits auf die Tür zu, die zum Schlafzimmer führte, wo auch das Bad lag.
Was sie tat, machte sie richtig. Das hatte ihr der Teufel so eingeimpft…

***

Moses konnte es kaum fassen, dass man ihm sogar erlaubte, sich zu duschen. Er wollte die Gastfreundschaft nicht ausnutzen und beeilte sich. Schon bald war die enge Kabine vom Duft der Seife erfüllt, etwas, das ihm ungemein gefiel. Moses konnte sich nicht mehr daran erinnern, wann er zuletzt in den Genuss einer Dusche gekommen war. Das musste Ewigkeiten zurückliegen.
Als auch der letzte Schaum von seinem Körper abgeflossen war, drehte er die Dusche ab und hörte, dass Mrs. Shrame das Schlafzimmer verließ, die Tür schleifte nämlich.
Sogar frische Wäsche hatte ihm die Frau hingelegt. Moses trocknete sich rasch ab, zog die Unterwäsche über, die leidlich passte, und griff zu der Hose, die wohl dem Sohn der Shrames gehörte.
Ein Hemd streift er ebenfalls über. Es passte besser als die Hose, die zu sehr kniff.
Dann hörte er die Stimme.
Die Tür war nicht ganz geschlossen, durch den Spalt drang das Organ der fremden Frauenstimme.
Augenblicklich keimte Misstrauen in dem Jungen hoch. Er blieb stehen, seine Gedanken rasten, er überlegte, ging dann auf die Tür zu und peilte in die Küche.
Er sah nur die Uniform, hörte das schlimme Geräusch und bekam nicht mehr mit, wie Mrs. Shrame fiel und dabei noch einen Stuhl mit umriss. Mit einem Sprung war er über das Bett hinweg geflüchtet. Der nächste brachte ihn an das Fenster, das er aufriss und danach halbhoch durch das Viereck hechtete.

Wo er landen würde, wusste er nicht. Glücklicherweise in den Büschen des Vorgartens, die ihm zwar das Gesicht an einigen Stellen aufrissen und Schrammen hinterließen, aber sie dämpften auch seinen Fall, sodass er sich weiterrollen konnte, um auf die Füße zu kommen.

Dann rannte er nur noch.

Er jagte davon, bis er erschöpft zusammenbrach, auf dem Pflaster liegen blieb, weinte und keuchte.

Der weibliche Killer hatte ihn nicht erwischt, und er weinte auch nicht um sich, sondern um die Frau, die seinetwegen gestorben war. Wieder einmal hatte er erleben müssen, wie schlecht und verdorben die Welt war. Aber er wusste auch, dass er etwas gutzumachen hatte, und das würde er tun, auch wenn diese Bestie ihn auf die Liste gesetzt hatte.

Jetzt gab es einen Zeugen, und das sollte so bleiben…

***

Es kam selten vor, dass Superintendent Sir James Powell in den Hörer hineinseufzte, aber bei diesem Transatlantikgespräch blieb ihm nichts anderes übrig.

»Sie verlangen viel von mir, Mr. Douglas.«

»Nein, Sir. Nur die beiden Besten. John und Suko.«

»London ist…«

»Sir, hören Sie. London kann auch mal ohne die beiden auskommen. Wir hier in New York haben die Probleme.«

»Das sagten Sie schon.«

»Werden Sie die beiden fliegen lassen?«

»Wenn sie zurück sind…«

»Sie sind nicht in London?«

»Nein, sie hatten in der Nähe von Venedig zu tun und noch drei stressfreie Tage angehängt, was auch mal sein muss.«

»Genehmigt. Aber wann treffen sie wieder ein?«

»Morgen.«

»Schicken Sie die beiden bitte sofort los. Hier sind Dinge passiert, mit denen wir nicht zurechtkommen, Sir. Wahrscheinlich stecken höllische Kräfte dahinter.«

»Sicher sind Sie nicht?«

»Wir haben etwas, das als Beweis durchgehen könnte, Sir.«

»Und was?«

»Die Kugeln. Sie alle sind präpariert worden. Man hat an ihrem stumpfen Ende einen Teufelskopf eingraviert.«

»Ist das ein Beweis?«

»Für uns schon.«

Da schwieg der Superintendent. Zudem kannte er seinen Gesprächspartner, den G-man Abe Douglas, der zudem ein guter

Freund der beiden Geisterjäger war. Douglas gehörte nicht zu den Leuten, die die Pferde scheu machten, wenn nichts geschehen war. Dass er angerufen hatte, dafür gab es harte Gründe.

»Klar, Sir?«

»Nun ja, Mr. Douglas. Ich kann natürlich nicht für meine beiden Mitarbeiter sprechen…«

»Sie werden rüberjetten, verlassen Sie sich darauf.«

»Möglich.«

»Ich bekomme dann von Ihnen Bescheid, Sir?«

»Wenn es so weit ist, ja.«

»Danke.«

Sir James legte den Hörer mit einer müden Bewegung auf. Dabei hatte er die Stirn gerunzelt, hob den Kopf und schaute die beiden Männer an, die ihm gegenübersaßen.

Es waren Suko und ich!

Sir James, dieses Schlitzohr, hatte Abe Douglas nichts davon erzählt, dass wir bereits wieder in London waren. Jetzt verzogen sich seine Lippen in die Breite, als er uns anlächelte. »Sie wissen nun Bescheid. Wollen Sie fliegen?«

Suko nickte. »Abe klopft keine Sprüche.«

»Das ist bekannt.«

»Dann wird uns wohl nichts anderes übrig bleiben, Sir.«

»Aber erst später. Wie Sie mir sagten, hat Sie das Palazzo-Gespenst in Bedrängnis gebracht.«

»Vor allen Dingen Suko.«

Er war tatsächlich in einen magischen Schlaf gefallen, aus dem ich ihn herausgeholt hatte. Dabei hatte er von Glück sagen können, nicht gestorben zu sein.

»Wann würden Sie denn fliegen können?«, fragte Sir James.

»In der Nacht.«

»Einverstanden.« Er schob die Brille zurück. »Sie müssen damit rechnen, auf einen Ihrer Freunde zu treffen. Asmodis. Die Teufelsfratze auf einer Patrone zeugt nicht eben von einem normalen Mord oder Gangsterkrieg.«

»Das stimmt.«

Sir James erhob sich. Er lächelte. »Dann werde ich die Tickets bestellen lassen. Und treiben Sie es nicht zu toll in New York.«

»Keine Bange, wir kommen schon zurecht«, sagte ich grinsend. »Schließlich sind wir nicht zum ersten Mal dort.«

»Das stimmt.«

Ich hatte meine Hände in die Hosentaschen gestemmt, als ich neben Suko zurück zu unserem Büro ging. Bei jedem Schritt schaute ich auf den Fußboden.

»Was hast du?«

»Im Prinzip nichts. Ich komme mir nur allmählich vor wie ein Globetrotter. Heute Venedig, morgen New York, und wo werden wir übermorgen sein?«

»Keine Ahnung, Alter.« Suko lachte. »Das ist das Schöne an unserem Job. Man erlebt immer wieder Überraschungen.«

Glenda, die heute eine leichte Stretchhose in einem tiefen Orange trug, zupfte an den Ärmeln ihres weißen T-Shirts, als wir das Vorzimmer betraten.

»Hallo, Gäste«, sagte sie nur.

»Wieso das?«

»Ich habe die beiden Tickets für New York schon bestellt. Ihr düst doch schon wieder ab.«

»Stimmt.«

Sie bekam den schwärmerischen Glanz in die Augen. »Es ist einfach wunderbar, so in der Welt herumreisen zu können. Euren Job möchte ich wirklich mal haben.«

Ich kniff ein Auge zu. »Aber ohne Dämonen. Oder nimmst du die auch in Kauf?«

»Darauf verzichte ich gern.«

»Wir auch, nur haben wir es nicht so gut. Wir sind für sie wie zwei Magneten.«

»Das ist eben euer Schicksal.«

»Und du hast kein Mitleid?«, fragte Suko augenzwinkernd.

Sie streichelte seine Wange. »Jeden Tag, mein lieber Suko. Das fängt am Morgen schon an, wenn ich ins Büro komme.«

Suko wehrte sich nicht. Bevor Glenda zu mir kommen konnte, war ich schon in mein Büro geflüchtet, schaute in den herrlich blanken Maihimmel und hoffte, dass in New York ähnlich schönes Wetter herrschte…

***

Unter uns lag die Riesenstadt ausgebreitet wie auf einem Tuch, durch das zusätzlich noch das Grünblau des Meeres schimmerte und wir im Westen die Flüsse Hudson und East River sahen, die die Insel Manhattan einrahmten.

Obwohl wir schon oft in den Staaten gelandet waren, waren wir stets aufs Neue beeindruckt. Für die Touristen war es ein Erlebnis, durch die langen Zollkontrollen zu wandern, die uns glücklicherweise erspart blieben, denn das grinsende Gesicht unseres blonden Freundes Abe Douglas konnten wir nicht übersehen.

»Hi, ihr beiden Geisterjäger!« Er stürmte auf uns zu, es begannen die Umarmungen und das Schulterklopfen.

»Wie war es?«

»Gut.«

»Das freut mich.«
»Aber es wird nicht so bleiben, fürchte ich?«, erkundigte sich Suko.
Abes Miene verschloss sich. Er stand vor uns, wühlte sein Haar auf und schüttelte den Kopf. »Ihr könnt euch nicht vorstellen, welch einen Horror wir hier momentan erleben. Wir jagen ein killendes Teufels-Phantom. Könnt ihr euch das vorstellen?«
»Noch nicht.«
»Aber ihr werdet es erleben.« Er wurde sachlich. »Der Hubschrauber steht bereit, wir brauchen uns nicht durch den Verkehr und in die Tunnel hineinzuquälen.«
»Stark!«, lobte ich ihn.
»Wir wissen schließlich, was wir Freunden schuldig sind. Außerdem zählt jede Minute.«
Suko wollte wissen, wie viele Tote es schon gegeben hatte.
»Genau achtzehn!«
Da schwiegen wir beide. Erst im Hubschrauber kamen wir wieder auf das Thema zu sprechen.
Abe musste laut sprechen. »Es ist immer das Gleiche. Da erscheint eine Frau in der Uniform eines Cops und killt. Sie schießt einfach los, das ist Irrsinn.«
Ich runzelte die Stirn. »Gab es da nicht einen Film, wo eine Polizistin die Hauptrolle spielte?«
»Ja, Blue Steel. Aber die Handlung läuft anders, das könnt ihr mir glauben.«
»Vielleicht ahmt die andere Person die Frau aus dem Film einfach nach«, sagte Suko.
»Das kann möglich sein, muss aber nicht. Wir alle sind der Meinung, dass es an den Kugeln liegt.«
»Die mit der Teufelsfratze.«
»So ist es.«
»Du hast sie untersuchen lassen?«, fragte ich.
Beinahe böse schaute mich Abe Douglas an. »Natürlich, John, was denkst denn du.«
»Kam etwas dabei heraus?«
Der G-man ballte die rechte Hand zur Faust. »Nein!«, knirschte er. »Nein, es kam nichts dabei heraus. Es waren völlig normale Bleimantelgeschosse, nur eben mit diesem verfluchten Zeichen versehen. Sie ist magisch beeinflusst worden, denn egal, wo sie trifft, der Mensch stirbt immer. Auch von einem Bein- oder Schulterschuss.«
Ich nickte. »Da scheint sich tatsächlich etwas angebahnt zu haben.«
»Sie geht raffiniert vor, besonders dann, wenn New York kocht und die Kollegen im Einsatz sind. Da hat sie freie Bahn und killt eiskalt. Nur Moses hat sie nicht erwischen können, und das ist unser einziger Trumpf.«

»Darf man fragen, wer Moses ist?«

»Ein Farbiger, sechzehn Jahre alt und unser einziger Zeuge, Freunde. Der Einzige.«

»Den ihr hoffentlich gut beschützt«, sagte Suko.

»Darauf kannst du dich verlassen.«

Da wir noch Zeit bis zur Landung hatten, berichtete Abe vom Schicksal des Jungen, der Moses hieß.

Und er sprach auch von der Freundschaft des Cops zu ihm, die der Frau des Polizisten zum Verhängnis geworden war.

»Wie geht es dann Vernon Shrame?«

»Er hat Urlaub bekommen. Der Mann ist fertig. Über dreißig Jahre war er mit Wilma verheiratet, dann wurde sie brutal von seiner Seite gerissen. Das ist furchtbar.«

Da stimmten wir ihm zu, auch ohne etwas zu sagen. Wir flogen über die Mündung des East River hinweg. Jeder hing seinen Gedanken nach. Ich überlegte, was das für eine Frau war, die derartige Morde auf ihr Gewissen lud, vorausgesetzt, sie hatte noch eines. Wenn sie mit der Hölle einen Pakt eingegangen war, hatte sie es sicherlich ausgeschaltet.

Suko musste ähnlich gedacht haben. Ich hörte ihn fragen: »Gibt es eine Beschreibung?«

»Ja, eine sehr vage.«

»Dann hat Moses sie nicht genau gesehen?«

»Es war dunkel, ihr Gesicht lag im Schatten des Mützenschirms. Später in der Wohnung ging einfach alles zu schnell. Da überschlugen sich die Ereignisse.«

»Wo habt ihr den Jungen untergebracht?«, fragte ich.

»Er ist sicher wie in Abrahams Schoß. Er steckt in einem Bunker. Da kommt niemand hinein.«

»Unterschätze den Teufel nicht.«

Douglas schaute mich nur schräg von der Seite her an, enthielt sich ansonsten eines Kommentars.

Nicht dass Abe seit unserem letzten Wiedersehen großartig gealtert wäre, er hatte sich trotzdem verändert, denn die Falten in seinem Gesicht waren schärfer geworden. An manchen Stellen wirkten sie wie in die Haut eingegraben. Ruhige Tage verbrachte er als G-man sicherlich nicht in New York, dieser mörderischen Stadt.

Wir landeten nahe des FBI-Buildings in der 69. Straße, und Abe fragte uns, ob wir zunächst ins Hotel wollten.

»Das wäre gut.«

Mit einem Taxi fuhren wir hin. Der Fahrer quälte sich durch den dichten Verkehr, schimpfte über die schlechten Straßen und fuhr manchmal wie ein Geisteskranker.

Dennoch kamen wir heil an.

Es war keines dieser Luxus-Hotels, sondern ein schmales Haus, in dem die G-man oft Gäste unterbrachten. Der Hotelier hatte einmal zu ihnen gehört.

Jetzt leitete er den Laden, einen normalen Dienst konnte er mit nur einem Bein nicht verrichten.

Wir wurden sehr freundlich begrüßt. Die Zimmer waren klein, aber sauber. Durch die Doppelverglasung drang kaum Straßenlärm zu uns hoch.

»Ich warte dann unten«, sagte Abe. »Ihr werdet sicherlich erst duschen wollen.«

»Stimmt. Wo führst du uns hin?«

»In unser Büro.«

»Und der Zeuge?«

»Moses hat alles gesagt. Wenn ihr wollt, könnt ihr es in den Protokollen nachlesen.«

»Okay.« Bevor Abe verschwinden konnte, hielt ich ihn zurück. »Sag mal, Abe, gibt es eigentlich keine Spuren, die ihr bei eurer Arbeit gefunden habt?«

Fast traurig schaute er mich an. »Wir arbeiten daran, John, wir arbeiten mit Volldampf.«

»Das sagen Politiker auch immer. Und was kommt dabei heraus?«

»Ich will es nicht wissen. Bis gleich.«

Gut sah es nicht aus, da war er ehrlich. Abe Douglas hatte mir den Eindruck eines Menschen gemacht, der auf der Stelle trat. Keine Spuren? Nur die Kugeln mit den Teufelsköpfen eingraviert! Ich fragte mich zwangsläufig, wie wir da etwas ändern sollten. Günstig sah es für uns nicht aus…

***

Officer Vernon Shrame war für die Dauer von drei Tagen völlig lethargisch gewesen, denn der Tod seiner geliebten Frau hatte ihn aus der Bahn geworfen.

Nicht einmal mit seinen Kindern und Enkeln hatte er sprechen wollen und sich völlig zurückgezogen.

Der Beerdigung hatte er beiwohnen müssen. Und es war für ihn grausam gewesen, aber er hatte keinen Ton gesagt, sondern mit steinerner Miene am Grab gestanden, ins Leere gestarrt und automatisch Beileidsbezeugungen seiner Kollegen entgegengenommen.

Er war auch geblieben, bis alle verschwanden. Eine hoch aufgerichtete Gestalt, die sich von niemandem hatte wegschieben lassen, auch nicht von den Kindern.

Irgendwann war er dann gegangen. Die Dämmerung hatte bereits eingesetzt und die langen Schattenbahnen über New York geworfen.

Vernon wusste, dass die Familie in seiner Wohnung zusammensaß und dort trauerte. Da wollte er nicht hin. Er hatte bereits vorgesorgt und sich ein Zimmer in einer kleinen Pension südlich des Central Park genommen.

Noch auf dem Friedhof und versteckt hinter der Leichenhalle zog er sich um. Die blaue Uniform verschwand im Koffer, die Zivilkleidung nahm er hervor und war danach ein anderer Mensch geworden.

Achtundfünfzig Jahre zählte er.

Vierzig hatte er bei der New Yorker Polizei verbracht. Er kannte sämtliche. Höhen und Tiefen. Ihm konnte niemand etwas vormachen, er wusste in der Szene Bescheid, war als Cop bei vielen beliebt und hatte sich dementsprechende Verbindungen aufbauen können, die er nun ausnutzen wollte.

Nur eines zählte noch für ihn. Die Jagd nach seiner teuflischen Kollegin. Nach dem Killerweib, das mit Kugeln schoss, in die eine Teufelsfratze eingraviert war.

Wer war diese Person?

Mit der Beschreibung hatte er nichts anfangen können. Sie war einfach zu vage gewesen. Moses hatte es zwar gut gemeint, doch so sahen Tausende aus.

Er musste einen anderen Weg gehen. Für ihn war die Teufelsfratze wichtig. Über sie kam er möglicherweise an die Person heran.

Wie erwähnt, Vernon hatte die besten Beziehungen, war beurlaubt worden und hockte nun in der kleinen Pension, in der dieser ältere Schwarze mit dem ergrauten Haar unter all den anderen Gästen überhaupt nicht auffiel.

Zur Pension gehörte eine Kneipe. Mehr ein Billardsaal und so gemütlich wie eine Zuchthauszelle.

An den sechs großen Tischen hinten im Anbau spielten die Meister des Viertels ihre Runden aus, und es herrschte eigentlich immer Betrieb.

Eine Seite des Saals war frei geblieben. Dort standen die schmalen Tische, die billigen Stühle, auf denen die Zuschauer hockten, falls sie nicht um die Tische herumstanden und den Spielern zuschauten.

Vernon trank Wasser aus der Dose, die er sich von der Kellnerin hatte bringen lassen, einer rothaarigen Frau, die sämtliche Illusionen verloren hatte. Sie war dünn, wirkte abgehärmt, und die Falten in ihrem Gesicht sprachen Bände.

»Noch eine?«, fragte sie, als Vernon mit dem Fingernagel gegen die Dose schnippte.

»Gern.«

»Auch was Hartes?«

»Nein.«

»Scheiß auch.« Sie nahm die leere Dose weg. »An dem Zeug kann

man nichts verdienen.«
»Davon wird man auch nicht betrunken und krakeelt nicht.«
»Das ist nicht mein Bier.«
»Kann ich mir denken.«
Sie schlurfte davon. Ihre Schuhe waren ausgelatschte Kästen, aber bequem für diesen Job.
Vernon schaute auf die Uhr. Sein Informant ließ sich verflucht viel Zeit. Er war schon eine Viertelstunde zu spät. Das ärgerte Vernon, weil er die Pünktlichkeit in Person war.
Er trank das Wasser. Von den Tischen her hörte er wildes Geschrei. Einige Spieler tanzten und umarmten sich. Dann klackten Stöcke gegeneinander, als wollten die Männer fechten.
Rauch trieb gegen die hellen Lampen, die eine zusätzliche Hitze abgaben.
Sein Informant hieß Tyler, stammte von den Westindischen Inseln und war bei bestimmten Leuten bekannt als der große Organisator für Hahnenkämpfe, die offiziell verboten waren. Neuerdings gab es eine andere grausame Art von Kämpfen.
An einsamen Strandabschnitten ließen die Zuhälter ihre Mastinos, die Kampfhunde, aufeinander los und wetteten. Diese Köter waren so schlimm, dass sie es so lange trieben, bis einer tot oder zumindest schwer verletzt war.
Tyler sollte da auch mitverdienen, aber das hatte ihm niemand beweisen können. Und wegen der Hunde wollte Vernon den Mann auch nicht sprechen, der plötzlich den Saal betreten hatte und langsam auf den Tisch des farbigen Cops zuging.
Tyler genoss seinen Auftritt. Zudem gehörte er in die Kategorie Menschen, die einfach auffielen.
Breit, muskulös, glatzköpfig. Das rechte Ohr hing noch vollständig an seinem Kopf, das linke nur halb. Die Nase war mehrmals gebrochen und bestand nur aus einem Klumpen mit zwei Löchern. Er trug ein changierendes, türkisfarbenes Seidenhemd, natürlich weit aufgeknöpft, sodass seine behaarte Brust zu sehen war. Drei Ketten hingen um seinen Hals. Zwei aus bunten Perlen, die andere aus kleinen Totenköpfen. Die Hose aus Leder lag so eng an wie eine zweite Haut. Und seine Haut hatte den Ton der Mischlinge.
Ohne ein Wort zu sagen, setzte er sich hin.
»Du kommst spät«, sagte Vernon.
Tyler lachte, hob beide Hände und zeigte sieben dicke, in verschiedenen Farben glänzende Ringe.
»Ich wurde aufgehalten, Vernon. Die Geschäfte, du verstehst?«
»Mastinos?«
»Was ist das?«
Shrame winkte ab. »Schon gut, Tyler.«

Der Mann beugte sich vor. »Hast du mich deshalb antanzen lassen, Bulle?«

»Nein.«

»Weshalb dann?«

»Sage ich dir gleich.«

Die Kellnerin war an den Tisch getreten. Tyler bestellte eine Cola und eine dreifache Portion weißen Rum. Beides mixte er und kippte es in seinen breiten Mund, in dem vier Goldzähne schimmerten. »Worum geht es denn, Vernon?«

»Du weißt, was mit meiner Frau passiert ist?«

Tylers Gesicht zeigte echtes Bedauern. »Ja, ich hörte davon. Leider zu spät, sonst hätte ich Wilma bei ihrem letzten Weg begleitet.«

»Ist egal. Es waren sowieso zu viele Leute da.«

»Sie wurde erschossen, nicht?«

»So ist es.«

»Und den Killer habt ihr nicht?«

»Stimmt auch.«

Tyler verengte die großen Augen. »Lass mich raten, Bulle. Ich soll dir helfen.«

»So ist es.«

Der Dunkelhäutige lachte. »Das habe ich mir gedacht. Irgendwann erinnert man sich wieder an mich.«

»Du brauchst es nicht für mich zu tun, Tyler. Tu es für Wilma. Du hast sie gemocht.«

»Ja, Vernon, verdammt, ich habe sie gemocht. Sie war eine tolle Frau.«

Scharf saugte der Polizist die Luft ein. »Und jetzt ist sie tot. Getroffen von einer verdammten Kugel aus einem 38er. Und um die Kugel geht es mir.«

Tylers Gesicht verwandelte sich in ein Fragezeichen. »Das begreife, wer will, ich nicht. Eine Kugel aus einem 38er ist nicht außergewöhnlich, Vernon.«

Der trank einen Schluck. Hart stellte er die Blechdose ab. »Diese schon, Tyler.«

»Wieso?«

»An ihrem stumpfen unteren Ende hat jemand eine Teufelsfratze eingraviert.«

Tyler saß bewegungslos. »Ach«, sagte er nur. »Schau an.«

»Ja, ich schaue.«

»Und jetzt soll ich dir sagen, woher die verfluchte Kugel stammt. Hast du dir das so vorgestellt?«

»Richtig.«

Der Mann mit den Ketten lachte unecht. »Ich bitte dich, Vernon, wie könnte ich das?«

»Ganz einfach, Tyler. Dich hat man mal Voodoo-Tyler genannt. Erinnerst du dich?«

»Schon, aber…«

»Nichts aber. Du kennst dich noch aus. Ich weiß das. Du bist derjenige, der mir sagen kann, wo hier in New York was läuft.«

»Was soll denn hier laufen?«

Shrame schüttelte den Kopf. »Komm mir nicht so. Du weißt genau, wo sich die Teufelsanbeter und Satanisten hier treffen. All die krummen Typen, die auf so etwas abfahren.«

»Bist du da sicher, Bulle?«

»Sonst hätte ich dich nicht herbestellt.«

Tyler lehnte sich zurück, breitete die Arme aus und hob zusätzlich die Schultern. »Kein Kommentar, ich weiß nichts.«

Shrames Arm war schnell wie eine zustoßende Schlange. Bevor sich Tyler versah, umklammerten die Finger sein Hemd. Langsam zog der Officer den jüngeren und stärkeren Mann zu sich heran.

»Tyler, ich will dir nur sagen, dass ich nicht zum Spaß hier sitze. In dieser verdammten Stadt sind achtzehn Morde geschehen. Genau achtzehn Mal haben wir die Teufelsfratze auf den Kugeln entdeckt. Dahinter steckt Methode. Du kannst mir nicht erzählen, dass du davon nichts gehört hast, Tyler. Das nehme ich dir einfach nicht ab.«

»Ich weiß es. Ich habe es gelesen, aber ich hänge nicht selbst drin, verflucht.«

»Kann ich mir denken. Ich will nur von dir wissen, wo ich mich eventuell umschauen muss.«

Tyler schnaufte. »Dann lass mich erst los.«

»Bitte.«

Der Glatzkopf strich sein Hemd glatt, trank wieder und bestellte eine zweite Portion. Er redete erst, als sie vor ihm stand. »Von meiner alten Gruppe ist es keiner, und ich habe auch niemanden dazu aufgefordert, dafür bin ich viel zu schlau, weil ich weiß, dass es nicht gut ist, wenn man mit bestimmten Kräften spielt.«

»Mit welchen denn?«

»Mit denen der Hölle.«

»Voodoo?«

»So ähnlich«, gab Tyler zu.

Vernon gehörte zu den Realisten. Von Voodoo, Spuk, Magie und irgendwelchem Beschwörungskram hatte er nie viel gehalten. Jetzt, wo seine Frau nicht mehr lebte, dachte er zwar nicht anders darüber, aber er hatte sich vorgenommen, jede Möglichkeit zu nutzen, jeder Spur zu folgen, die ans Ziel führen konnte.

»Was ist, Cop?«

»Lass dein Grinsen, Tyler. Dann gibt es sie also, diese fremden Kräfte, die mit Voodoo umschrieben sind?«

Tyler hob seine Augenbrauen, die wie rasierte, glatte Klingen auf der Haut schimmerten. »Es gibt immer etwas, Vernon - immer.« Er starrte sein Gegenüber an, als wollte er es hypnotisieren. »Vernon, du bist ein Schwarzer, du gehörst zu uns, mein Junge. Spürst du es nicht, wenn sich dein Blut meldet?«

»Nein.«

»Dann bist du degeneriert. Ich jedenfalls spüre es, wenn etwas in der Luft liegt, wenn sich andere Welten öffnen und Geistwesen uns Botschaften bringen.«

»Wie auf der Kugel, nicht?«

»Kann sein, Cop, es kann sein. Der Teufel lauert überall. Man sagt sogar, dass er sich in New York eine zweite Heimat ausgesucht hat. Diese Stadt ist verflucht, Vernon. Sie ist ein gewaltiges Trauerhaus, ein Machtpotential der Hölle…«

Barsch winkte Shrame ab. »Erzähl mir hier keinen Unsinn. Tu mir endlich den Gefallen und werde konkreter.«

»Ich kenne den Killer nicht, der mit Teufelsfratzen auf den Kugeln schießt.«

Shrame zog die blassen Lippen in die Breite. »Das glaube ich dir sogar. Wenn du ihn kennen würdest, hättest du es mir bestimmt schon gesagt - oder?«

»Klar. Allein wegen Wilma.«

»Gut, Tyler, gut. Ich gehe also davon aus, dass du den Killer nicht kennst, aber du kennst die Orte, wo sie sich heimlich versammeln, mein Freund.«

»Wer soll sich da versammeln?«

»All die kaputten Typen, die sich eine neue Religion aufgebaut haben und den falschen Weg gehen. Hast du gehört? Diese Sektierer, diese Teufelsanbeter, die Voodoo-Tänzer und wie sie sich alle nennen. Da bist du der richtige Mann, Tyler. Ich brauche nur auf deine Totenkopf-Kette zuschauen, dann weiß ich Bescheid.«

Tyler spielte mit der Kette und ließ die kleinen Schädel über seine Finger laufen. »Das ist ein Erbe, mehr nicht. Ich habe es von jemandem geschenkt bekommen.«

»Schön, dann schenke du mir auch etwas. Und zwar Informationen, Tyler. Ich will Bescheid wissen.«

Er hob die Schultern. »Kann ich dir helfen? Nein, ich…«

»Doch, Tyler!«

Der Glatzkopf wischte über seinen haarlosen Schädel. »Du kannst einen Menschen quälen, verflucht. Das schaffst du.«

»Denk an Wilma. Sie hat dich damals aufgenommen, als du am Ende gewesen bist. Sie besorgte dir den Arzt, der die Kugel aus dem Körper pflückte. Sie hat dich anschließend gesund gepflegt. Bist du so undankbar, Tyler?«

»Ah - du weißt genau, wie man einen Menschen packen kann.«
»Ich versuche es.«
Tyler leerte sein Glas mit einem langen Schluck. Er bewegte seine Augen, schluckte und flüsterte:
»Es gibt da etwas, das stimmt. Und da ist auch eine Frau.«
»Wo?«
»In Greenwich Village.«
»Was ist da?«
»Ein Voodoo-Club. Sie treffen sich in einer alten Holzkirche, die vor Jahren einmal den Mormonen gehört hat, aber längst leer steht. Da kannst du sie sehen.«
»Wie schön. Und was ist mit der Frau?«
»Keiner kennt sie. Sie erscheint dann halbnackt und tanzt, wobei sich um ihren Hals eine Schlange windet.«
»Giftig?«
»Selbstverständlich. Wenn die zubeißt, zuckst du nur noch einmal. Danach ist alles vorbei.«
»Wie heißt die Frau?« Vernons Stimme vibrierte, denn er dachte an die Zeugenaussage des Sechzehnjährigen, der ebenfalls von einer Frau gesprochen hatte.
»Keine Ahnung. Wir nennen sie nur die Voodoo-Queen. Jedenfalls ist sie ein heißer Schuss, lässt aber keinen ran. Vernaschen kannst du die nicht. Außerdem ist da ja die Schlange.«
»Okay. Ist diese Voodoo-Queen schwarz oder weiß?«
»Weiß.«
»Ihre Haare?«
Tyler verzog die Lippen. »Blond, kann auch rötlich sein. Ist nie genau zu erkennen, weil die Zeremonien unter Kerzenlicht stattfinden. Das verändert Farben.«
»Ja, du hast Recht.«
»Bist du jetzt zufrieden?«
»Noch nicht ganz, Tyler. Ich will wissen, wo ich die komische Kirche finden kann. Manhattan ist nicht mein Revier.«
»Südlich der Vierzehnten Straße. Zwischen ihr und dem Washington Square kannst du sie finden. Sie ist wie eine kleine Insel. Sogar Bäume stehen auf dem Platz.«
»Danke, mein Freund.«
Tyler schaute ziemlich belämmert aus der Wäsche. »Eines möchte ich dir noch sagen, Cop: Erzähle niemandem, woher du die Informationen hast. Okay?«
»Angst?«
»Ja, zum Teufel.«
»Das kenn ich von dir nicht.«
»Es sind auch keine normalen Gangster, Cop. Da wirst du mit Kräften

konfrontiert, die sind dir über. Du kannst nichts machen, begreifst du das? Überhaupt nichts.«

»Ich werde sehen.«

»Wäre doch schade, wenn wir beide bald nebeneinander liegen würden.«

»Sorry, ich bin nicht schwul.«

Tyler stand auf. »Seit wann sind Tote schwul?«, fragte er, machte auf dem Absatz kehrt und verschwand.

Vernon schaute ihm nachdenklich hinterher. Er kannte Tyler. So ängstlich hatte er ihn noch nie erlebt…

***

Das Hemd unter meinen Achseln war nass, und die zerknautschte Leinenjacke klebte auf dem Hemd. New York erlebte die erste Hitzeperiode des Jahres, das im Mai, und ausgerechnet wir mussten uns in diesem dampfenden Kessel bewegen, der von keinem Windzug durchlüftet wurde, sodass die heiße Luft schwül und stickig zwischen den Hauswänden lag, und nur schwer zu atmen war.

Suko erging es nicht anders, nur hatte er sich besser in der Gewalt und stöhnte nicht herum.

Meine Handflächen kühlte ich an einem Glas. Der alkoholfreie Drink war mit Eiswürfeln gekühlt worden, die allerdings wegschmolzen. Ihre Reste schwammen wie trübe Augen in der braunen Flüssigkeit. Um uns herum, ebenfalls an weißen Kunststofftischen, hockten die Village People, zur Straße hin abgeschirmt durch eine Hecke, die auch den Verkehrslärm etwas dämpfte.

Wir hatten uns hier mit Abe Douglas verabredet, weil eine Spur nach Village führte.

In Zusammenarbeit mit den verschiedenen Diensten hatte der G-man herausgefunden, dass sich im Village eine gewisse Underground-Szene konzentrierte. Es gab verschiedene Clubs, in denen sich Menschen trafen, die allein darauf aus waren, mit Geistern oder mit dem Jenseits in Kontakt zu treten. Dabei spekulierten sie besonders darauf, ein Stück Hölle serviert zu bekommen.

Alles war geheim, aber nicht so geheim, als dass gewisse Leute nicht davon Wind bekommen hätten. Und da es genügend Spitzel gab, die etwas weitertrugen, war auch der FBI informiert, was in der Szene lief.

Natürlich waren Ermittlungen angestellt worden, doch hier im Village hatten sich die Spuren verlaufen. Auf Fragen hatte es keine Antworten gegeben.

Und doch war hier etwas, wie Suko und ich meinten, denn wir hatten von einem Voodoo-Club gehört, den es hier geben sollte. Nur ein Gerücht vorerst, doch etwas Wahres ist immer dran. Das wussten wir aus Erfahrung. Zur Zeit bemühte sich Abe Douglas darum, mehr über

das Gerücht herauszufinden.

»Weißt du noch?«, fragte ich Suko und stellte mein leeres Glas auf die Tischplatte.

»Was soll ich wissen?«

»Washington Square, der rollende Galgen. Damals, die Sache mit den Indianern.«

»Daran denkst du?« Er lachte auf. »War 'ne gefährliche Sache.«

»Ja und spielte sich hier in der Nähe ab. Etwas südlicher, und jetzt hocken wir wieder hier.«

Suko hob die Schultern. Auch er war träge. Es lag am Wetter.

Die Tische in unserer Nähe waren besetzt. Buntes Volk, Village People verteilten sich.

Mädchen, die flippig angezogen waren und mit ihren Reizen nicht geizten. Sie waren zusammen mit Bärtigen, Blassen, Schwarzen und Mischlingen. Man hatte dem Village schon oft den Tod prophezeit. Ich dachte anders darüber, denn wir erlebten so etwas wie eine Auferstehung mit Musik, die durch die Straßen flutete.

Wir hockten an einem Zweiertisch in der Ecke. Hinter uns wuchs die grüne Mauer hoch. Dicht verfilztes Buschwerk, das nicht nur den Lärm, auch das Licht der Straße aufsaugte.

Dunkel war es noch nicht geworden. Im Moment schlich die Dämmerung herbei und sorgte für ein gewisses Zwielicht, das unseren Augen nicht gerade wohl tat.

Suko sagte: »In der Bronx geschah der letzte Mord.«

»Na und?«

»Vielleicht hätten wir dort auch nachschauen sollen.«

Ich winkte ab. »Nein, glaube ich nicht. Die Taten verteilen sich über New York, da kannst du alles andere vergessen. Wenn es eine Spur gibt, dann hier.«

Mein Freund strich über sein Kinn. Sehr nachdenklich sagte er: »Sie ist ein Cop.«

Ich widersprach. »Nicht unbedingt. Sie kann sich auch die Uniform eines Cops angezogen haben. Darauf tippe ich eher, Suko.«

»Ja, möglich.«

»Und damit kommst sie durch, denn wer misstraut schon einem Cop, du verstehst?«

Er nickte. »Nehmen wir mal an, sie hat gewisse Beziehungen zu den hiesigen Kollegen, dann ist es durchaus möglich, dass ihr einiges nicht verborgen bleibt.«

Ich begriff sehr schnell. »Du meinst damit unser Kommen?«

»Richtig.«

»Das könnte passen. Zudem wäre es mir nicht so Unrecht, wenn wir den Lockvogel spielen.«

Die Bedienung huschte heran. Ein junger Mann mit weißblond

gefärbten Haaren und roten Ringen in den Ohren. Im Schein der Lampionbeleuchtung hatte seine Haut einen grünroten Schimmer angenommen. »Wollt ihr noch was trinken?«

»Zweimal das Gleiche!«, bestellte Suko, ohne mich zu fragen.

»Okay.«

Er ging, wir blieben hocken, schauten wieder auf die Uhren und ärgerten uns darüber, dass Abe Douglas noch nicht eingetroffen war. Allmählich machte ich mir Sorgen, sprach auch mit Suko darüber, der ähnlich dachte.

»Ich könnte anrufen, John.«

»Wäre nicht schlecht.«

Auf dem Stuhl drehte sich mein Freund um.

Das Lokal selbst stand im rechten Winkel zu den Hecken. Es hieß einfach nur COLOUR. Wahrscheinlich deshalb, weil die Wände in seinem Innern bunt angestrichen waren.

Nüsse kauend schaute ich meinem Freund nach, wie er durch die Tür im Lokal verschwand.

Der Fall war heiß, er brannte lichterloh, auch wenn wir noch nicht direkt damit konfrontiert waren.

Da schwelte jedoch einiges unter der Oberfläche. Ich wartete praktisch darauf, dass er im nächsten Augenblick explodieren würde. Möglicherweise bildete ich mir so etwas auch nur ein. Es konnte an der Atmosphäre liegen, die hier herrschte.

Die Gäste, die in der Nähe saßen, blieben auch. Manchmal kamen welche hinzu, dann wurden Stühle aus dem Lokal geholt und zu anderen gestellt.

Jemand wollte sich an meinen Tisch setzen, ich aber winkte ab. »Sorry, besetzt!«

Das Mädchen beugte sich vor. In ihrer schwarzen Haarpracht glänzten Silberfäden. Durch ihre Bewegung vergrößerte sich der Ausschnitt des unterhemdähnlichen Oberteils. Ich genoss die freie Sicht bis zum Bauchnabel, was die Kleine wohl merkte, denn sie fragte mit in die Breite gezogenen Lippen. »Jetzt auch?«

»Leider ja.«

»Scheiße.« Sie ging wieder zu ihrer Clique, und ich schaute ihr grinsend nach. Die rote Rennfahrerhose saß so eng, als wäre sie auf die Haut gepinselt worden.

Dann kam der Kellner. Er stellte erst an den übrigen Tischen die bestellten Getränke ab, plauderte dabei, und unsere Eiswürfel schmolzen schon jetzt zusammen.

Schließlich swingte er an meinen Tisch. »So, die beiden Black Oranges.«

»Danke.«

»Wie schmecken sie?«

»Besser als sie aussehen.«
Er lachte. »Ja, ich habe den Drink erfunden. Spezialität des Hauses, verstehen Sie?«
»Nicht schlecht. Aus was besteht er denn?«
»Mein Geheimnis.«
»Züchten Sie schwarze Orangen?«
»So weit ist es noch nicht. Wäre eine Idee. Tschau, denn…«
Er tänzelte weg, gab mein Sichtfeld frei - und…
Es war verrückt, einfach unglaublich, aber es war auch keine Täuschung. Vor mir stand ein weiblicher Cop und ließ mich in die schallgedämpfte Mündung eines Revolvers blicken…

***

Ich saß wie auf dem elektrischen Stuhl, darauf wartend, dass der Strom eingeschaltet wurde. Regungslos, nicht einmal eine Augenwimper zitterte.
Wie aus der Hölle war sie gekommen, und sie schaffte es, die Zeit zu verändern. Aus Sekunden wurden Minuten, alles dehnte sich, obwohl es nicht stimmte. Ich erlebte, was ein Mensch innerhalb kurzer Zeit alles in sich aufnehmen kann.
Sagenhafte Eindrücke, die über mir hinwegrauschten und sich trotzdem festhakten.
Perfekt saß die Uniform, die Jacke war geschlossen, wie auch das blaue Hemd am Kragen zugeknöpft war. Die ebenfalls blaue Krawatte saß perfekt.
Im Magen merkte ich den Druck. Ich schaffte es endlich, meinen Blick zu erheben und ihn gegen den Mützenschirm zu richten, weil ich die Augen der Person sehen wollte.
Es war nicht möglich. Sie lagen im tiefen Schatten des Schirms verborgen.
Mein Herz schlug schneller als normal. Mein Blickfeld verschleierte, der Schweiß brach mir aus wie Bachwasser. Ich dachte an die zahlreichen Toten und daran, dass ich als nächstes Opfer auf ihrer Liste stehen würde.
Ausgerechnet jetzt war Suko nicht da!
Was sollte ich tun? Mich nach hinten werfen, einfach umkippen und versuchen, der Kugel zu entgehen?
Nein und abermals nein. Kein Mensch schafft es, einer Revolverkugel zu entgehen.
Mir wurde der Kragen eng, obwohl ich den Knopf nicht geschlossen hatte. Die Frau stand dicht vor meinem Tisch, sie berührte ihn sogar. Den linken Arm hatte sie ausgestreckt und die Handfläche flach auf die Platte gelegt.
In der Rechten hielt sie den Revolver.

Ihr Gesicht war unter dem Schirm nur ein blasser Schatten.

Die anderen Gäste hatten nichts bemerkt. Sie waren viel zu sehr mit sich selbst oder mit ihrer Clique beschäftigt.

Ich bewegte die Lippen, weil ich sie ansprechen wollte. Durch Reden konnte ich möglicherweise eine Galgenfrist herausschlagen. Sie aber schüttelte kaum merklich den Kopf.

Da wusste ich Bescheid!

Keine Gnade.

Und sie schoss!

***

Vernon Shrame hatte sich einen alten Ford gekauft, der bereits zehn Jahre auf dem Buckel hatte und so aussah, dass es sich nicht lohnte, ihn zu stehlen, denn für das herausgeholte Geld bekam ein Junkie kaum einen Schuss in die Venen.

Damit gondelte er durch Manhattan.

Er wollte nicht eben behaupten, dass ihm die Gegend fremd war, aber es gab genügend Ecken, die er noch nie in seinem Leben betreten hatte. Dementsprechend vorsichtig fuhr er, noch langsamer, als der normale Verkehr rollte.

Die Insel Manhattan kochte. Die brütende Hitze, hinzu kamen die verdammten Abgase und die Enge des Wagens, der natürlich keine Aircondition hatte, die den Gestank, der aus den Sitzen drang, hätte verdrängen können. Das roch, als hätte man eine Leiche für mehr als eine Woche in dieser Blechschaukel liegen lassen.

Vernon Shrame suchte den Voodoo-Club. Er kannte zwar die Adresse, verfuhr sich aber im Wirrwarr der kleinen Straßen, drehte ein paar Runden und entdeckte dann den kleinen Platz, auf dem die Kirche stand. Mehr durch einen Zufall, weil er vor einer Ampel halten musste und ihm ein auf dem Bordstein hockender Farbiger den Weg beschrieb.

»Das Ding liegt dort drüben, Bruder. Willst du beten?« Der Informant grinste.

»Mal sehen.«

Das Grinsen wurde breiter. »Dann musst du aber an den Teufel glauben, Bruder.«

»Warum?«

»Nur so.«

»Danke, jedenfalls…«

»Ja, Hallelujah…«

Der Cop fuhr wieder an. Der Wagen bockte etwas, daran hatte er sich längst gewöhnt.

Natürlich war es schwer für ihn, einen Parkplatz zu finden. Jedenfalls kam er einigermaßen nah an die grüne Insel heran, wo Bäume die

Sicht auf die Holzkirche verdeckten. Nicht einmal der Turm schaute über die Kronen hinweg.

Den Wagen parkte er schließlich auf einer Baustelle, wo schon andere Fahrzeuge mit ihren Reifen im aufgetürmten Sand versunken waren. Seine Vorgänger hatten die Absperrgitter kurzerhand zur Seite geschoben.

Vernon Shrame stieg aus. Er hatte das Gefühl, in eine Sauna zu gehen, so sehr drückte die Luft. Er atmete den Gestank ein. Es roch nach Abgasen und altem Gummi. In der Bronx war es nicht schlechter.

In seiner Lederjacke fühlte er sich zu dick angezogen. Er brauchte sie, denn sie verdeckte die Kanone, auf die er nicht verzichtet hatte. Und nicht auf die Handschellen.

Sein Traum war es, die verfluchte Bestie zu stellen und in Handschellen abzuführen.

Er hämmerte die Wagentür zu und wunderte sich, dass sie nicht herausfiel.

Dann ging er.

Im Laufe der Jahre hatte sich Vernon einen wachsamen Gang angewöhnt. Er wirkte zwar irgendwie schläfrig, das aber täuschte, denn sein gesenkter Blick wieselte oft genug zur rechten oder zur linken Seite, bevor er wieder nach vorn schaute.

Links von ihm lag der kleine Park, um den der Verkehr herumfloss. Die Blechschlangen rissen nicht ab. Graues Licht lag über der Stadt. Im Westen schimmerte der Himmel heller. Dort war die Sonne noch nicht ganz verschwunden.

Kein Wagen fuhr mehr ohne Licht. Hintereinander krochen die Fahrzeuge her, versehen mit blassen Augen, vor denen sich die Abgaswolken ausbreiteten.

Vernon mochte die Stadt nicht. Im Sommer noch weniger, weil die Hitze einfach zu groß war. Da hielt sie den Vergleich mit Neapel wirklich stand, denn beide Städte lagen auf demselben Breitengrad. Die Insel verdiente diesen Namen tatsächlich, denn der Verkehr floss ausschließlich um sie herum. Es hielt kein Fahrzeug an, niemand interessierte sich für diesen Flecken.

Nur er.

Shrame blieb stehen, und zwar dort, wo sich einmal ein Bordstein befunden hatte. Das gehörte der Vergangenheit an. Irgendjemand hatte ihn herausgerissen.

Die Bäume standen ziemlich weit auseinander. Es war trotzdem schwierig, die Mitte dieser Insel zu erreichen, denn in den Lücken zwischen den Bäumen wucherte das Unterholz und bildete eine ineinander verfilzte Wand aus Büschen.

Allerdings nicht überall. Er entdeckte einige Stellen, wo der Wall platt getreten worden war und man relativ bequem hindurchkommen

konnte. Bevor Vernon dorthin ging, blieb er stehen und schaute sich um. So weit er sehen konnte, befand sich niemand in der Nähe, der ihn beobachtete.

Das wiederum ließ ihn hoffen.

Ziemlich schnell überwand er die Lücke und huschte geduckt weiter, bis er in Deckung eines Baumstamms stehen blieb.

Jetzt schaute er auf die Kirche.

Für einen Moment glaubte er, sich in einer anderen Zeit zu befinden, denn die Kapelle sah so aus, wie man sie aus alten Western-Filmen kannte. Aus Holz errichtet, ohne eigentlichen Turm, dafür mit einem spitz zulaufenden Giebel.

Und noch etwas unterschied sie von einer Western-Kirche. Diese hier hatte kein Kreuz!

Hier bin ich richtig, dachte er. Hier bin ich verdammt noch mal richtig!

Er wollte weitergehen, doch dagegen hatte jemand etwas. Die flüsternde Stimme hinter ihm hörte sich gefährlich an. Als noch gefährlicher allerdings empfand er den Druck in seinem Rücken, der von einer ziemlich großen Mündung stammte. Der Schreck des Augenblicks verschwand rasch, weil die Stimme keiner Frau gehörte.

»Wo willst du hin, Bruder?«

»Ich liebe Kirchen!«

Der Mann hinter ihm kicherte. »Ja, wir auch. Aber diese hier ist eine Besondere.«

»Weiß ich.«

»Okay, Bruder. Dann kannst du mir sicherlich auch die Parole für den heutigen Abend sagen.«

»Soll ich das wirklich?«

»Aber ja doch.«

»Nur, wenn ich mich umdrehen kann.«

»Weshalb?«

»Weil ich dich sehen will.«

Der Bursche hinter ihm knurrte wie ein Tier. »Von wegen, du Scheißer. Ich werde dir zeigen, wo es langgeht. Man nennt mich auch den Schädelbrecher.«

»Ach ja?«

»Pass auf.«

Der Druck verschwand. Vernon wusste, was jetzt kam. Der Kerl holte mit der Mündung oder dem Griff aus, um seinen Köpf zu zerschmettern. Er duckte sich, warf sich nach vorn und hoffte, dass es nur seinen Rücken erwischte und er noch dazu kam, die Waffe zu ziehen.

Shrame fiel auf den Boden. In den dumpfen Aufprall mischte sich ein zweiter, verbunden mit einem gurgelnden Stöhnen, das wenig später

verstummte.

Der Cop blieb noch liegen, bäuchlings, die Hand am Griff des Revolvers.

»Ja, ja!«, hörte er Tylers Stimme. »Älter kann man ruhig werden, aber nicht unvorsichtiger.«

Dem Cop fiel ein Stein vom Herzen. Er wälzte sich auf die Seite. »Tyler, du Hundesohn, wo kommst du her?«

»Sicherlich nicht aus der Hölle. Ich weiß doch, dass man auf dich aufpassen muss, Bulle. Das bin ich Wilma schuldig. Zieh dich zurück, hier ist die Deckung besser.«

Tyler stand neben dem Baum. Vor seinen Füßen lag bewegungslos der Aufpasser. Niedergeschlagen hatte ihn Tyler mit einem sandgefüllten Schlauch, den er in der Linken hielt.

Mit der Rechten hielt er die kurze Leine fest, die den bulligen Nacken eines Kampfhundes umspannte.

Es war ein geflecktes Tier mit breitem Kopf und einer ebenso breiten Schnauze. Schon der Anblick konnte einem sensiblen Menschen Todesfurcht einjagen.

»Also doch Mastinos«, sagte Vernon.

»Spielt das eine Rolle?«

»Im Moment nicht.«

Der Hund hechelte nur. Er hatte kalte Augen. Sie erinnerten an gelbe Laternen. Das breite Maul klaffte auf. Gelblich schimmernder Geifer quoll zwischen den Zahnreihen hervor und tropfte zu Boden.

Der Cop bückte sich und nahm die einläufige Schrotflinte mit dem verkürzten Lauf an sich. Der Wärter hatte sie gehalten und die Mündung in Vernons Rücken gedrückt.

»Die Ladung hätte dich in Stücke geblasen, Bulle.«

»Das weiß ich auch.«

»Und jetzt?«

Shrame warf einen Blick über die Schulter. Ruhig stand die Kirche in der Mitte. »Hast du etwas gesehen, Tyler? Sind sie da?«

»Sollte ich denn?«

»Komm, Tyler, mach keinen Ärger.«

Er ließ sein Schlaginstrument verschwinden und knetete die dicke Nase. »Es ist alles ruhig, was aber nichts zu sagen hat. Sie können durchaus schon dort sein.«

»Ich sehe kein Licht.«

»Vielleicht sind die Kerzen schon runtergebrannt.«

»Lass die Scherze, Tyler.« Vernon wechselte das Thema. »Gibt es noch mehr Aufpasser?«

»Es gab sie.«

Der Cop schaute Tyler an. »Dann hast du…«

»Ich will dir den Weg ebnen, Bulle. Ich mochte deine Wilma

verdammt gut leiden.« Tyler zerrte an der Leine, der Mastino gehorchte, und beide verschwanden.

Der Cop atmete tief durch. Ihm fiel ein, dass er sich nicht einmal bei Tyler bedankt hatte. Sicherheitshalber kontrollierte er den Niedergeschlagenen. Auf der rechten Stirn des Mannes wuchs eine Beule. Sie sah aus wie ein schiefes Ei. Er würde noch eine Weile schlafen. In der Zwischenzeit, so hoffte Vernon, konnte alles erledigt sein. Nun war er davon überzeugt, dass in der verdammten Kirche einiges nicht mit rechten Dingen zuging.

Einen genauen Plan hatte er sich nicht zurechtgelegt. Er wollte es einfach darauf ankommen lassen.

Zum Glück wuchsen auf der Mitte des Platzes Bäume. Nicht so groß wie die am Rand, doch durchaus geeignet, um sich dahinter verstecken zu können.

Die Schrotflinte hielt der Cop in der rechten Hand. Er ärgerte sich darüber, dass er sich nicht mehr so geschmeidig bewegen konnte wie früher. Im Gegensatz zu dieser Zeit kamen ihm die Bewegungen heute viel schwerfälliger vor.

Jede Deckung ausnutzend, näherte er sich seinem Ziel, der hölzernen Kirchenwand.

Mit dem Rücken presste er sich dagegen, als er die letzten Yards überwunden hatte, atmete flach und hatte den rechten Arm mit der Schrotflinte angehoben, sodass die Mündung in Richtung Himmel zeigte.

Nichts war zu hören. Nur der Verkehr von außen. Er umgab die Insel wie ein nie abreißendes Brummen.

Vernon Shrame legte sein Ohr an die Hand. Das andere hielt er zu, um nicht abgelenkt zu werden.

Keine Geräusche drangen durch das Holz. In der Kirche herrschte eine Grabesstille. Wer immer sich dort aufhielt, er hockte im Dunkeln und wartete.

Das stimmte nicht ganz genau, denn über seinem Kopf entstand eine gewisse Unruhe. Für den Cop mehr zu ahnen, weil er sich in seiner Ruhe gestört fühlte.

Shrame schielte in die Höhe.

Etwas floss aus den Fensteröffnungen hervor. Zuckend, absolut lautlos, wie es nur der Widerschein eines Feuers sein konnte. Deshalb ging Vernon davon aus, dass jemand innerhalb der Kirche Kerzen angezündet haben musste.

Also doch…

Seine Kehle wurde trocken. Er dachte an den Begriff des Voodoo-Clubs und fühlte sich für einen Moment verdammt allein. Diesmal wusste er die Kollegen nicht als Deckung in seinem Rücken. Er war jetzt allein auf sich gestellt. Zudem betrat er für ihn fremdes Gebiet,

über das er sich früher amüsiert hatte.

Heute dachte er anders darüber. Irgendetwas musste doch dran sein. Vielleicht gab es die Kräfte wirklich, die sonst zwischen dem Diesseits und dem Jenseits schwebten.

Er wischte über seine Stirn. Nur nicht daran denken, hämmerte er sich ein. Du musst durch das verdammte Feuer hindurch und wenn es dich dein Leben kostet.

Wilma war nicht mehr. Bevor er jedoch den langen Weg zu ihr ging, wollte er ihre Mörderin stellen.

Shrame brauchte nur einige Schritte zu gehen, um die Kirchentür zu erreichen. Sie hatte eine schwarze Klinke. In der Dunkelheit sah sie klebrig aus, als wäre eine frische Farbe noch nicht richtig getrocknet. Als er seine Hand auf sie legte, fühlte sich das Metall warm an.

Auf der Oberlippe lag der Schweiß wie ein feiner Film. Er leckte die Tropfen mit einem raschen Zungenschlag ab, gab sich einen Ruck und öffnete die Tür.

Vernon hatte mit einem Kreischen der Angeln oder einem lauten Knarren gerechnet.

Beides stimmte nicht. Die Tür ließ sich beinahe lautlos nach innen aufdrücken.

Ein kurzes Grinsen huschte über seine Lippen. Bis jetzt war alles nach Plan gelaufen. Hoffentlich blieb ihm das Glück auch weiterhin treu.

Vernon Shrame befand sich mitten in New York. In einer verdammt großen Stadt, in der das Geld regierte, in der sich die Menschen austobten, ihren Vergnügen nachgingen. In der Schriftsteller über die wilden Partys der Reichen und Ausgeflippten schrieben, in der die Armut gleichzeitig hochkochte. Aber als der einsame Cop die Kirche betrat, da glaubte er sich versetzt zu sehen in die Karibik.

Nach Mittelamerika oder sogar in den Schwarzen Erdteil.

Ein Hauch Exotik wehte ihm entgegen, vermischt mit einer Atmosphäre, die ihm geladen vorkam.

Er hatte seine Waffe jetzt gesenkt. Die Mündung glotzte in die von flackerndem Kerzenlicht erfüllte Kirche hinein wie ein leeres Auge. Leer war die Kirche nicht, man hatte nur die Bänke weggeräumt, um den nötigen Platz zu haben.

Platz eben für die zahlreichen Gestalten, die auf dem Boden hockten und nach vorn starrten, wo die brennenden Kerzen einen Kreis bildeten, in dessen Mittelpunkt ein Altar stand.

Eine rechteckige Platte stand auf vier Stahlfüßen etwa einen Yard über dem Boden.

An den Ecken glänzte das bleiche Gebein von vier alten Totenschädeln mit leeren Augen- und Nasenhöhlen, in die sich hin und wieder der Widerschein des Kerzenlichts verirrte und sie ausfüllte.

Mit dem Fuß drückte Vernon die Tür wieder zurück ins Schloss.

Gesehen worden war er nicht. Alle Anwesenden wandten ihm den Rücken zu. Die auf dem Boden hockenden Menschen trugen Hemden und Hosen, wirkten wie in Trance versunken, und wie Leute, die auf ein bestimmtes Ereignis warteten.

Einer von ihnen bewegte sich. Er saß im Hintergrund und ziemlich am Rand der Gruppe.

Nur die Arme der Gestalt bewegten sich und folglich auch die Hände. Ihre Flächen klatschten auf die harte Bespannung einer hohen Trommel und erzeugten dumpfe Laute.

Voodoo-Trommeln…

Der Cop wusste Bescheid. Er hatte darüber gelesen, davon gehört, es nie ernst genommen. Das änderte sich jetzt, denn der Klang - nicht einmal sehr laut - erzeugte auf seinem Rücken einen Schauer.

Plötzlich konnte sich Vernon vorstellen, dass dieser Trommelklang so etwas wie eine Botschaft war.

Er passte auch in die Umgebung und schien sich mit der von Gewürzen geschwängerten Luft zu vermischen, die das Innere der Holzkirche ausfüllte.

Irgendwann einmal musste Pulver verbrannt worden sein, das diesen Rauchgeruch abgegeben hatte.

Er konnte aber auch von den dunklen Kerzen stammen.

Von ihm hatte bisher niemand Notiz genommen. Vielleicht wollten sie es auch nicht, und Vernon wurde mutiger. Mit leisen Schritten näherte sich der Mann den Personen, die den äußeren Ring bildeten. Einer saß etwas zurück. Hinter ihm blieb der Cop stehen und nahm sogar dessen Körpergeruch wahr.

Der Mann rührte sich nicht. Er starrte nach vorn. Es war ebenfalls einer aus der Karibik. Das krause Haar wuchs nur an den Seiten des Kopfes, in der Mitte befand sich eine völlig kahle Stelle, auf der kleine Schweißperlen schimmerten.

Genau auf die Stelle drückte der Cop die Mündung seiner Schrotflinte.

Nichts geschah. Der Sitzende bewegte sich nicht. Er schien die Berührung nicht einmal zu spüren.

Shrame blieb nichts anderes übrig, als die Mündung wieder zurückzunehmen. Anschließend tippte er mit dem Lauf mehrere Male gegen die Schulter des Mannes, der endlich reagierte und hörbar die Luft einatmete.

»Was ist hier los, mein Freund?«

»Setz dich, Bruder!«

Vernon Shrame hatte mit dieser Aufforderung zwar nicht gerechnet, doch er nahm sie an. Viel konnte ihm nicht passieren, wenn man ihn schon zum Sitzen einlud.

Rechts neben der Gestalt ging er in die Knie, nicht in den

Schneidersitz, aus dem kam er in seinem Alter nicht mehr so schnell hoch. Der Farbige neben ihm blieb ruhig. Er hatte ein sehr flaches Profil, dafür stand die Unterlippe vor.

Er hegte auch keinen Verdacht Vernon gegenüber. Dass jemand die Wachen überwunden hatte, reichte ihm völlig aus.

Vernon musste jetzt sehr vorsichtig zu Werke gehen, wenn er den anderen ausfragte. Nun, im Laufe der Jahre hatte er seine Erfahrungen gesammelt, und die wollte er anwenden.

»Es müsste doch bald so weit sein - oder?«

»Ja.«

»Wann?«

»Ich weiß es nicht, Bruder!«, wisperte der Mann. »Leider hat sie sich verspätet…«

»Aha.«

»Aber sie wird kommen, sie hat uns noch nie im Stich gelassen. Wir schöpfen aus ihr unsere Kraft.«

»Ja, die Voodoo-Queen ist schon gut«, murmelte der Cop. »Ich mag sie auch sehr.«

Da er keinen Widerspruch erntete, ging er davon aus, die Wahrheit gesprochen zu haben.

Das Trommeln blieb. Sein dumpfer Klang erfüllte die Kirche und wanderte an den Innenwänden entlang wie eine finstere Botschaft aus der Dunkelheit.

Plötzlich verstummte es.

Vernon wusste sofort Bescheid. Jetzt musste der Zeitpunkt greifbar sein, wo die Voodoo-Queen erschien.

Zunächst tat sich nichts. Dann begann der Trommler wieder zu schlagen.

Lauter diesmal und auch hektischer.

Und sie erschien. Hinter dem Altar tauchte sie auf, als wäre sie ein Fleisch gewordener Schatten…

***

Sie hatte tatsächlich geschossen!

Die kleine, bläulichrote Mündungsflamme, wegen des Schalldämpfers kaum zu erkennen, blendete mich trotzdem, sodass ich in meinem Reflex die Augen schloss und auf den Einschlag der verdammten Kugel wartete.

Er erfolgte nicht!

Ich verspürte wohl einen Schlag in Höhe der Brust, doch der war mehr symbolisch. Dafür umsprühte mich ein grelles Licht, in das ich nach dem Öffnen der Augen hineinschaute und die Frau als einen zuckenden Schatten erkannte, der die Waffe noch in der Hand hielt, aber zurückging und sich dabei bewegte, als würde der Körper von

zahlreichen Stromstößen geschüttelt.
Jetzt schrie sie auch.
Es waren furchtbare Schreie. Sie erinnerten mich an die von Möwen oder anderen Seevögeln. So unvergleichlich hoch und schrill.
Ich hätte sie möglicherweise jetzt packen können, aber ich hockte auf meinem Platz wie angenagelt und musste die Überraschung erst verdauen, nicht tot zu sein.
Die Killerin wankte noch weiter zurück. Sie nahm keine Rücksicht, fegte Gäste von ihren Stühlen, schrie noch einmal und rannte wie von Furien gehetzt davon.
In diesem Augenblick hatte ich mich wieder gefangen. Schattenhaft schnell jagte ich von der Sitzfläche hoch und nahm die Verfolgung auf. Suko erschien in der offenen Tür des Lokals. Ich schrie ihm zu, mitzukommen, und geriet in eine Pechsträhne, denn unter den Gästen breitete sich die Panik in Sekundenschnelle aus.
Da blieb keiner mehr auf seinem Platz hocken. Jeder wollte hoch und weg.
Ich rannte in den Wall aus Menschenleibern hinein. Die Leute schlugen um sich, wobei es ihnen völlig egal war, wen sie erwischten. Über meinen Kopf schrammte eine Faust, dann kippte mir ein Stuhl in den Weg, den ich kurzerhand zur Seite trat, schaufelte zwei schwitzende Männer um und bahnte mir durch harte Ellbogenstöße meinen Weg an der Rand des Platzes.
Ich wollte die Killerin haben, aber sie hatte bereits einen verdammt großen Vorsprung, der von mir so einfach nicht einzuholen war.
Jemand schrie sirenenartig auf. Mir hallte der Schrei im rechten Ohr, und eine sich überkippende Frauenstimme verlangte von mir, sie zu retten.
Die Frau war mir egal. Ich hetzte weiter, sprang über einen Busch, sah Suko neben mir, und wir erreichten gleichzeitig einen Gehsteig, auf dem es zwar nicht gerade von Menschen wimmelte, der allerdings so voll war, dass sich jemand verstecken oder dass er verschwinden konnte, ohne entdeckt zu werden.
»Verdammter Mist!« Dieser Fluch kam aus vollem Herzen und schwang wie von allein über meine Lippen.
Auch Suko schaute sich um, hob ebenso die Schultern wie ich. Nichts zu machen.
»Ein Cop!«, knirschte ich. »Es war ein weiblicher Cop, zum Teufel! Der muss doch zu finden sein.«
»Sollen wir uns teilen?«
»Nein, bleib bei mir.«
»Weshalb ich?«
»Mein Kreuz hat mich vor der Kugel gerettet. Sie kam, um mich zu killen, Suko.«

Er fragte nicht weiter, sondern blieb neben mir. Ich hatte mich für die linke Seite entschieden, denn nach wenigen Schritten konnten wir in eine Nebenstraße huschen, die zum größten Teil als Fußgängerzone umfunktioniert worden war. Vor den Lokalen standen Tische und Stühle, besetzt von zahlreichen Menschen, die diese warme Mainacht zum Tage machen wollten.

Musik, Stimmen, Gelächter. Ein akustischer Wirrwarr schwang uns entgegen, in den wir eintauchten. Eine blaue Uniform bewegte sich nicht in unserer Nähe. Nicht einmal ein männlicher Cop patrouillierte.

Es hatte keinen Sinn. Wir blieben stehen, was einen Mann dazu veranlasste, uns anzumachen.

»Schnee im Sommer gefällig?«

»Pass auf, dass du dir nicht deinen Hintern abfrierst!«, erwiderte ich und ließ ihn stehen.

»Komm zurück«, sagte Suko.

Es war ein guter Vorschlag, er hatte Recht. Wir konnten nichts mehr machen. Zudem lohnte es sich nicht, nach Zeugen zu suchen. Wenn jemand etwas gesehen hatte, würde er uns wohl kaum eine konkrete Antwort geben. Die Menschen hier dachten an andere Dinge, wobei die meisten von ihnen ihrem Vergnügen nachgingen.

Für mich stand allerdings auch fest, dass die Frau in der Cop-Uniform mit einer Macht im Bunde stand, der ich das Adjektiv teuflisch verpasste. Suko und ich kannten zahlreiche Menschen, die es immer wieder versucht hatten und mit der Hölle einen Pakt schlossen. Alle waren schlecht dabei gefahren, auch wenn sich zu Beginn oberflächliche Erfolge eingestellt hatten.

Wir zogen uns aus der unmittelbaren Umgebung zurück. Erst als wir nicht mehr so dicht von den Village People umringt waren, stellte Suko seine Frage, die ihm seit einiger Zeit auf dem Herzen lag. »Was ist eigentlich geschehen, John?«

Ich blieb stehen, schaute ihn an, lächelte, krümmte den Zeigefinger um einen nicht vorhandenen Abzug und sagte: »Man hat auf mich geschossen. Peng, einfach so.«

»Aha. Und nicht getroffen!«

»Doch - ins Herz!«

»Was?« Er bekam runde Augen, die erst dann verschwanden, als ich in meinem Bericht präziser wurde.

Selbst bei dieser künstlichen Beleuchtung war erkennbar, wie das Gesicht meines Freundes an Farbe verlor. Schnaufend atmete er aus. »Das ist ein starkes Stück, ein verdammt starkes sogar.« Er wischte über sein Haar. »Die Kugel hat dich erwischt und ist…«

»Suko, ich habe keine Ahnung, ob sie mich erwischt hat. Ich spürte zwar einen Schlag, gleichzeitig jedoch entstand dieses grelle Licht, das mich schützte.«

Er zielte mit dem Fingernagel auf meine Brust. »Das Kreuz, nicht wahr? Es muss einfach das Kreuz gewesen sein.«

»So sieht es aus.«

»Kugeln mit einer eingravierten Teufelsfratze!«, fasste er zusammen. »Hinzu kommt dein Kreuz. Es hat dem verdammten Geschoss die Wirkung genommen und es zerstört. Nur hatten die anderen Opfer leider kein Kreuz um den Hals hängen.«

»Das war ihr Problem.«

»Und das Weib war eine Polizistin.«

»Was fatal ist«, gab ich zu. »Die Uniform öffnet ihr so manchen Weg, der ihr sonst verschlossen bleibt.«

Wir waren auf dem Weg zum Lokal. Um uns herum brodelte der Verkehr.

Die Gäste hatten sich wieder beruhigt. Die umgefallenen Tische und Stühle waren wieder aufgestellt worden. Man hockte bereits zusammen und hatte bestellt.

Ich wurde schief angeschaut. Zuerst traute sich niemand, mir eine Frage zu stellen. Schließlich hatten die Gäste ihre Scheu überwunden und wollten wissen, was eigentlich passiert war, denn richtig gesehen hatte kaum jemand etwas.

Auf Antworten an sie verzichtete ich. Die gab ich dem blonden Mann, der einen zerknitterten Anzug trug und darunter ein giftgrünes Hemd.

Es war Abe Douglas. Er stand am Eingang und trank Wasser aus der Blechdose.

»Hi, Abe.«

Er setzte die Dose ab. Zwei Tropfen rannen an seinem Kinn entlang, die er wegputzte. Dann schüttelte er den Kopf. »Man sieht euch nicht, man hört nur von euch. Und das im heißen New York, wo eigentlich immer etwas los ist. Darauf könnt ihr euch fast etwas einbilden.« Sein Sarkasmus verschwand, er wurde wieder normal. »Okay, Freunde, was ist geschehen?«

»Eine Menge.« Da ich die Hauptperson gewesen war, gab ich ihm auch den Bericht.

Douglas zeigte sich zwar nicht geschockt, sondern unangenehm berührt. Vor allen Dingen deshalb, weil nun endgültig feststand, dass die Frau eine Cop-Uniform getragen hatte.

»Das ist hart«, sagte er, »das ist verflucht hart. Wenn die Presse davon erfährt, können wir uns warm anziehen. Die Reporter fallen über uns her wie Hyänen.«

»Das glaube ich auch.«

Er trank wieder. »Habt ihr gesehen, in welche Richtung die Tante gelaufen ist?«

»Dazu war keine Zeit.«

»Großfahndung?«

»Würde sich nicht lohnen.«

»Habe ich mir gedacht.« Mit einer Hand knüllte er die Dose zusammen und schleuderte sie in einen Papierkorb. »Das habe ich mir alles gedacht«, wiederholte er. »Aber wir haben eine Spur!«

»Wie bitte?« Ich kam mit dem Nachdenken so schnell nicht mit.

»Ja, wir haben eine Spur.« Douglas grinste. »Untätig bin ich auch nicht gewesen. Es gibt nicht nur den Kollegen 38er, wie viele glauben, auch den Kollegen Computer. Den haben wir mit einigen Informationen gefüttert, und es war interessant, was dabei herausgekommen ist. Wenn wir alle Fakten zusammennehmen, bleibt eigentlich nur ein Wort übrig, das man als Ergebnis bezeichnen kann.«

»Teufel?«, fragte Suko.

»Nein, Voodoo.« Er schaute uns an, als müssten wir jetzt vor Ehrfurcht in die Knie sinken.

»In New York?«

»Ja, Suko.«

»Wo?«

Douglas zog eine Grimasse. »Das ist so eine Sache, eine verdammte. Wir haben uns, beeilt, das heißt, der Computer hat alles ausgewertet, was es auszuwerten gab. Natürlich vermuteten wir bei den Farbigen die Quelle, also in ihren Vierteln, in die sie sich zurückgezogen haben oder zurückgedrängt wurden«, gab er ebenfalls zu. »Unser Big Teddy, so nennen wir den Hauptcomputer, hat sich auch angestrengt, aber die Spur führte in eine völlig andere Richtung.« Jetzt schaute er uns starr an, denn die Überraschung kam. »Ins Village.«

»Das hatte ich mir gedacht.«

»Wieso, John?«

»Nenn es Gefühl, Abe.«

»Und weiter?«

»Den Rest erledigten Undercover-Agenten und die entsprechenden Dollars. Deshalb habe ich mich verspätet. Es dauerte eben seine Zeit, bis wir einen konkreten Hinweis erhielten. Und der zielte direkt auf eine alte Holzkirche, die wohl als ein geheimer Treffpunkt gilt.«

»Wo?«

»Im Vil…«

»Das weiß ich«, sagte Suko. »Ich meine, wie kommen wir am schnellsten dorthin?«

»Es ist nicht weit. Etwas nördlicher von der Stelle, wo wir damals den rollenden Galgen gejagt haben. Wir nehmen trotzdem einen Wagen.«

Ich schaute auf die Uhr. In nicht ganz zwei Stunden würde Mitternacht sein. Als ich etwas sagen wollte, kam mir der G-man zuvor. »Man hat sogar einen Namen für den Treffpunkt angegeben.

Das ist der Voodoo-Club. Wen immer wir da finden werden, man wird uns nicht eben freundlich empfangen. Jedenfalls sind es in der Regel Farbige. West Indians, auch Schwarzafrikaner.«

»Die etwas gegen Weiße haben.«

»Richtig, John, besonders, wenn sie sich gestört fühlen. Fahren wir mit großer Besetzung los, oder machen wir es allein?«

»Die Masse wird nicht viel bringen. Außerdem ist nicht sicher, ob wir dort die Killerin treffen.« Ich schüttelte den Kopf. Im Nachhinein spürte ich noch immer den Schauer. »So etwas habe ich selten erlebt. Die war so freundlich wie der Teufel.«

Douglas zeigte ein wissendes Grinsen. Ich forderte ihn auf, mit den Infos herauszurücken. »Ja, du hast Recht, ich weiß noch etwas. Man hat auch von einer Voodoo-Queen gesprochen, einer Frau, die in der Kirche den Schlangentanz aufführt.«

»Das hört sich gut an.«

»Ist es denn unsere Person?«, fragte Suko.

»Das wird sich herausstellen, wenn wir ihr gegenüberstehen.«

Zeit hatten wir nicht zu verlieren. Bevor wir verschwanden, beglich ich die Rechnung.

Der Kellner schaute mich aus feuchten, beinahe schon träumerischen Augen an. »Bist du ein Prophet?«, hauchte er.

Das hatte mich noch keiner gefragt. »Wie kommen Sie denn darauf, verdammt?«

»Du standest plötzlich im Licht. Ich hatte das Gefühl, auf einen Engel zu schauen. Es war einfach wunderbar, alles so rein und klar. Ich war wie in einer anderen Welt, herrlich…«

Er schwärmte noch weiter, was mich nicht kümmerte. Den Geldschein hatte ich gegen seine feuchte Stirn geklebt und war gegangen. Mich interessierte der weibliche Killer mehr als seine komischen Vorstellungen…

***

Jamie Steel fühlte sich, als hätte sie eine Zeitbombe verschluckt, die nur darauf wartete, zu explodieren, um sie innerlich zu zerreißen.

Sie hockte in einer Nische, umgeben von drei Mauern, und starrte nach vorn in den schmalen Hinterhof, wo mehrere Motorräder standen. Die dazu gehörigen Fahrer lärmten hinter ihr in einer Kellerkneipe.

Es war die erste Niederlage, die man ihr zugefügt hatte. Und die hatte sie wie ein Hammerschlag getroffen. Sie hatte diesen Mann erschießen wollen, sogar töten müssen, weil die andere Kraft ihr diesen Befehl eingehämmert hatte, aber beim Abdrücken schon hatte sie gespürt, dass es schief laufen würde.

Die Kugel war zerplatzt!

Eine Gegenkraft entstand, mörderisch stark und mit einer elementaren Wucht ausgestattet.

Jamie Steel hatte mit dem Satan einen Pakt abgeschlossen. Er war für sie das Wesen, nach dem sie sich richtete. Der Teufel, immer nur der Teufel. Ein Wesen, das ihr Auftrieb geben sollte, das ihr bisher zur Seite gestanden hatte. Und nun dies.

Jamie nahm die Schirmmütze ab. Sie wischte über ihre Stirn. Hinter der dünnen Haut an den Schläfen bewegten sich zuckend die Adern. Ihre Gedanken gingen zurück in die Vergangenheit: Sie sah sich in einem kleinen Kellerraum, wo ein alter Voodoo-Priester gelegen hatte, den eine schwere Krankheit quälte.

Sie hatte ihn gepflegt, und er hatte sie zum Dank in die Geheimnisse der Hölle eingeweiht.

Mit einem besonderen Messer hatte sie die Fratzen in die Kugeln hineinritzen müssen. Dieses Messer war sein Erbe gewesen, das er ihr als Dank überlassen hatte. Ständig trug sie es bei sich. Es gab ihr etwas von seiner Kraft ab und hatte sicherlich auch dafür gesorgt, dass ihr der Gedanke mit der Uniform gekommen war.

Eine killende Polizistin, die für den Teufel aufräumte, denn jeder Tote stärkte sie, so stand es geschrieben, so lautete das Gesetz der Hölle. Es war einfach, aber treffsicher.

Und immer wieder musste sie Kraft schöpfen. Dann schleuderte sie die Uniform weg wie eine zweite Haut und schlüpfte hinein in die andere der Voodoo-Queen.

Wenn sie sich auf dem Altar des Schreckens zeigte und sich dort bewegte, angestarrt von zahlreichen Augenpaaren, fühlte sie sich erst richtig bestätigt.

Der Tanz gab ihr die nötige Kraft und schaffte auch die Verbindung zur anderen Welt.

Sie erhob sich aus der Nische. Im Keller lärmten die Gäste. Wenn jetzt jemand den Hof betreten hätte, er wäre ihr genau vor Mündung gelaufen. Sie spielte schon mit dem Gedanken, in die Kellerkneipe hinunterzugehen und dort zu schießen.

Vier, fünf hätte sie zumindest erwischt, aber das hob sie sich auf. Sie wollte zunächst die Regeneration.

Jetzt existierte bereits ein zweiter Zeuge. Der erste war der Junge gewesen, den sie leider nicht hatte erwischen können. Doch der zweite, dieser blonde Mann, der stellte eine Gefahr dar. Er besaß Waffen, die stärker waren als die ihre.

Für ihn musste sie sich etwas einfallen lassen, und das würde sie auch tun.

Sie kannte New York wie ihre Hosentasche. Da konnte der Kerl suchen, bis er schwarz wurde, ihre Schlupfwinkel würde er nicht finden.

Die Uniform ließ sie an, als sie den Hinterhof verließ und einen großen Bogen schlug, um zu ihrem Wagen zu gelangen, der in einer Hochgarage parkte, und zwar auf dem obersten Deck.

Besetzt war das Kassenhäuschen längst nicht mehr. Wer hinausfahren wollte, nahm seine Karte. Sie reichte für einen Monat. Jamie besaß mehrere Karten für die entsprechenden Parkhäuser.

Der Aufzug rappelte zwar, doch er funktionierte und schaffte sie hoch bis auf das letzte Parkdeck, wo durch die offenen Seitenteile der Mauer der Wind fegte und auch das Lachen an ihre Ohren wehte. Zwei Paare, die Frauen davon in langen, hellen Abendkleidern, standen neben einem dunklen Mercedes und amüsierten sich lautstark.

Sie bemerkten Jamie Steel nicht, die ebenfalls in ihre Richtung musste, weil der Wagen nur zwei Parktaschen entfernt stand.

Erst als sie bis auf wenige Schritte herangekommen war, verstummte eine der Frauen, was auch den anderen auffiel, denn sie schwiegen ebenfalls. Jamie hatte keine Lust, mit den Leuten zu sprechen, kam allerdings nicht daran vorbei, denn einer der Männer sprach sie an.

»Wir haben nicht alle getrunken, Lady, wir…«

Sie blieb stehen. »Es interessiert mich nicht.«

Der Mann lachte. »Feierabend?«

»So ähnlich.« Jamie beeilte sich, ihren Honda zu öffnen. Sie wollte so rasch wie möglich weg.

Als sie den Wagen aus der Lücke fuhr, starrten die beiden Paare durch die Scheiben. Jamie drehte den Kopf zur Seite. Sie hasste es, angesehen zu werden.

Wieder überkam sie der Wille, zur Waffe zu greifen und durch das Wagenfenster zu schießen. Sie riss sich zusammen und tat es nicht, denn sie musste sich erst regenerieren.

Mit quietschenden Reifen jagte sie den Japaner in die Kurven und konnte sehr bald die Karte in den Schlitz schieben, damit sich die Schranke öffnete.

Dann hielt sie nichts mehr…

***

Durch die Reihen der Wartenden drang ein schweres Seufzen der Erleichterung. Lange genug hatten die Männer auf ihre Queen gewartet, jetzt endlich war sie da.

Auch der Mann neben Vernon blieb nicht still. Er atmete stöhnend. Als der Cop den Kopf drehte, da erkannte er sogar den Glanz in den Augen des Mannes.

Es war wie ein Fieber, ausgelöst von einem inneren Motor, der plötzlich angestellt worden war, allein durch das Erscheinen dieser außergewöhnlichen Frau, die mit einem geschmeidigen Anheben ihres rechten Beines auf die Platte stieg.

Und dort blieb sie stehen, umflort, umschmeichelt vom Schein der zahlreichen Kerzen, deren Flammen die stickige Wärme innerhalb der Holzkirche noch verstärkten.

Sie stand leicht breitbeinig da und erinnerte tatsächlich an eine schaurige Königin.

Jeder saugte ihren Anblick auf, der gleichzeitig etwas Erotisches, Abstoßendes und Anziehendes hatte.

Bekleidet war sie nur mit einem Lendenschurz, der bis zu den Oberschenkeln reichte. Ansonsten war sie nackt, es sei denn, man zählte die grüne schuppige Schlange als Kleidung, die sich um ihren Hals wand und den Kopf leicht angehoben hatte, wobei ständig die Zunge aus dem Maul glitt und wieder zurückfuhr.

Ihr Haar leuchtete in einem dunklen Rot. Die Strähnen bildeten eine Lockenpracht. Sie umrahmten das herbe Gesicht mit der geraden Nase und den kalten Augen. Die Lippen lagen aufeinander. Wer diese Frau anschaute, konnte sich bei ihr ein Lächeln kaum vorstellen.

Zwischen den Augenbrauen und direkt auf der Stirn schimmerte ein auf den Kopf gestelltes Viereck, das eine gewisse Ähnlichkeit mit einem Drachen nicht verleugnen konnte.

Über die linke Hand hatte sie einen Lederhandschuh gestülpt, der weit über das Gelenk ragte und erst am Ellbogen endete. Wahrscheinlich wegen der Schlange.

In der rechten Hand aber hielt sie die Waffe, einen schweren Revolver vom Kaliber 38.

Als Vernon Shrame die Waffe sah, schluckte er. Mit solch einer Kanone war seine Frau Wilma umgebracht worden.

Da hatte er die Mörderin!

Er selbst streichelte die Schrotflinte mit dem verkürzten Lauf. In seinem Hirn entstanden Pläne, die er wieder verwarf, neu formulierte und weiterdachte.

Zuvor aber brauchte er noch einige Informationen. Die konnte ihm sein Nachbar geben.

Seine Frage klang allgemein. »Wann fängt sie an?«

»Gleich…«

»Und…?«

In den Augen des Mannes stand noch immer der Glanz. »Sie wird tanzen«, flüsterte er, »sie wird sich bewegen wie eine Schlange, denn sie allein ist ihr Sinnbild. Aber das weißt du doch, Bruder.«

»Klar, weiß ich das.« Vernon merkte, dass er einen Fehler begangen hatte. Der Mann neben ihm war misstrauisch geworden.

Sein Nachbar drehte den Kopf. Er wollte sehen, wer neben ihm saß, starrte in das Gesicht des Cops und schüttelte dabei den Kopf. »Nein, nein, Bruder, du bist neu.«

»Kann sein.«

»Du gehörst nicht zu uns!«

Wie der Voodoo-Anhänger diesen Satz aussprach, ließ Shrame erkennen, dass er handeln musste.

Und er tat es, denn der Mund des Mannes öffnete sich zum Schrei.

Er schrie nicht, denn blitzschnell hatte Vernon seinen Revolver gezogen. Die kalte Mündung berührte die dicke Unterlippe seines Nachbarn. »Du wirst ruhig sein, Bruder, ganz ruhig. Du wirst schweigen, nicht wahr?«

Der andere dachte nicht daran. Stattdessen schüttelte er den Kopf, und es gelang ihm trotz der Mündung an seinem Mund zu reden. »Ich werde es nicht tun. Du bist ein Feind. Ich spüre deine Ausstrahlung!«

Vernon zog den Revolver zurück und schlug zu. Blitzartig, trocken und knallhart.

Auf der Stirn des Mannes platzte die Haut auf. Blut quoll aus der Wunde hervor. Der Blick verglaste, dann kippte der andere zur Seite, wurde aber von Vernon aufgefangen, weil sein Fall nicht auffallen sollte.

Vernon hielt ihn fest. Er war verunsichert. Sein Blick schwebte über die Körper der anderen hinweg.

Die Männer hatten nur Augen für die Voodoo-Queen und lauschten dem dumpfen Klang der Trommeln, der noch immer durch die alte Baptistenkirche schwebte.

Shrame konnte es riskieren. Er gab dem Bewusstlosen einen Stoß, sodass der Mann langsam nach hinten kippte und von Vernon sanft aufgefangen wurde, bevor er aufschlug.

Keiner hatte etwas mitbekommen, denn der Trommelwirbel steigerte sich allmählich.

Das Zeichen für die Voodoo-Queen.

Bisher hatte sie unbeweglich auf dem Fleck gestanden. Plötzlich rann ein Zucken durch ihren Körper. Gleichzeitig warf sie den Kopf zurück, und auch die Schlange an ihrem Hals bewegte sich. Sie glitt jedoch nicht zu Boden, sondern schleifte vor ihrem nackten Oberkörper in Richtung Bauch.

Und Jamie tanzte.

Es war ein Tanz mit gebremstem Schaum, vorerst jedenfalls. Mehr ein verhaltenes Zucken des Oberkörpers mit Bewegungen, die provozierten. Raffiniert ließ sie das Becken kreisen.

Der Tanz hatte eine gewisse Ähnlichkeit mit dem einer orientalischen Bauchtänzerin, war nur nicht so geschmeidig, denn er richtete sich nicht nach einer Melodie, sondern nach dem hart geschlagenen Rhythmus der Trommel.

Mit den nackten Füßen stampfte sie auf. Dann erklang jedes Mal ein Klatschen, sogar die Platte vibrierte und ließ die Totenschädel zittern. Der Kopf blieb ebenfalls in Bewegung. Sie drehte ihn, sie ließ ihn

kreisen, sie zeichnete Figuren nach, und sie gab etwas von ihrer Ausstrahlung ab auf die wartenden Männer.

Bisher hatten sie still gesessen, nun aber änderte sich dies. Sie gerieten in Bewegung. Ihre Oberkörper begannen zu pendeln. Zuckten vor, dann zurück, wichen nach links aus und drehten sich anschließend in die entgegengesetzte Richtung.

Bestimmte Rituale waren vorgegeben worden, und den Takt dazu schlug die Voodoo-Trommel.

Nur einer saß unbeweglich, Vernon Shrame!

Er hätte mitmachen müssen, um nicht aufzufallen. Doch es war ihm nicht möglich, sich zu überwinden. Starr hockte er auf dem Boden und schaute nach vorn.

Die sich bewegenden Körper der Männer nahm er nicht wahr. Sein Augenmerk galt einzig und allein der Mörderin.

»Du bist es«, flüsterte er, als es ihn wieder überkam. »Du hast sie alle auf dem Gewissen, du verfluchte Bestie!«

Allmählich stieg der Zorn in ihm hoch. Es war wie eine Woge, die sein normales Denken überschwemmte. Alles, was er als Cop gelernt hatte, fegte er zur Seite. Jetzt galten nur seine Regeln, die der Abrechnung von Auge um Auge.

Mit einer Ladung aus der Schrotflinte würde er die fast nackte Person von der Platte fegen und die Schlange an ihrem Hals gleich mit. Das war er sich und seiner verstorbenen Frau schuldig sowie den anderen zahlreichen Opfern, den armen Teufeln, die der Person da vorn vor die Mündung gelaufen waren.

Er holte ein Taschentuch hervor und wischte sich den Schweiß aus dem Gesicht.

Nur nicht durchdrehen! Immer den Überblick behalten! Das hämmerte er sich ein.

Sie tanzte weiter, als wäre nichts passiert. Auch die Schlange blieb nicht mehr an ihrem Platz. Sie hatte ihre Lage längst verändert und glitt sowohl über den Rücken der Frau als auch an der Seite entlang.

Die Kerzen brannten flackernder. Ihre kleinen Flammen streckten sich, als wollten sie bis zur Decke hinauf fauchen.

Den Wind erzeugte Jamie durch ihre heftigen Bewegungen auf dem Altar, und auch die Männer blieben im Takt. Sie machten jede Bewegung mit.

Nur Vernon Shrame saß unbeweglich, den Kopf voller schlimmer Gedanken. Er wollte abrechnen, nur wusste er nicht, wann der richtige Zeitpunkt gekommen war.

Die Voodoo-Queen tanzte noch immer selbstvergessen, und Shrame konzentrierte sein Augenmerk jetzt auf ihr Gesicht. Die Lippen waren nicht mehr geschlossen, der Mund stand offen, den Kopf hatte sie zurückgedrückt. Er konnte es nicht genau sehen, doch er nahm an,

dass in den Augen ein selbstvergessener Ausdruck liegen musste.
Ihre Hände bewegten sich. Sie glitten sanft und manchmal fester über ihren Körper, wobei sie die Waffe nicht losließ. Dieser obszön wirkende Tanz widerte den Polizisten an. Nicht dass er prüde gewesen wäre, aber im Zusammenhang mit dem Mord war dies für ihn der Gipfel an Abartigkeit.
Diese Selbstvergessenheit der Frau musste er einfach ausnutzen. Wenn sie erst aus ihrer Trance erwacht war, würde alles anders sein.
Vernon Shrame hatte sich entschlossen. Keiner achtete auf ihn. Er spürte seine müden und alt gewordenen Knochen. Hinzu kam das lange Sitzen, deshalb schwankte er ein wenig, als er sich auf die Beine stellte, aber in einer geduckten Haltung blieb und dabei wirkte wie ein sprungbereiter Tiger.
Auf dem direkten Weg kam er nicht an den Altar heran. Er musste leider einen Bogen schlagen und die sitzenden Männer umgehen. Zwei Seiten standen zur Auswahl.
Vernon entschied sich für die rechte. Ihm gegenüber hockte der Trommler, der seine Hände bewegte, als hätte er nie zuvor etwas anderes getan. Das Wort Erschöpfung kannte er nicht, wie auch die anderen Voodoo-Diener in dieser Kirche.
Um nicht in den Lichtschein der Kerzen zu geraten, bewegte er sich auf die Wand zu und blieb auch in deren unmittelbarer Nähe, als er weiterschlich.
Sein Körper vermischte sich mit den Schatten nahe der Kirchenwand. Es sah so aus, als sollte er von ihnen aufgesaugt werden.
Die Spannung stieg an. Auch die Unsicherheit. Er wusste nicht, woher es kam. Vielleicht hätte er verschwinden und Hilfe holen sollen, dann aber wäre die Person auf dem Altar möglicherweise schon fort gewesen. Also war es besser, wenn er blieb.
Er wollte abrechnen. Die Bestie dort vorn hatte seine Frau erschossen, und er würde ihr die Ladung verpassen.
Seine Hände umklammerten die Waffe, als wäre sie seine letzte Hoffnung.
Für die Dauer einer halben Zigarettenlänge wartete er noch ab, überlegte hin und her, und ob er es schaffen konnte.
Tu es! Tu es deiner Frau zuliebe!
Der Befehl hämmerte in seinem Hirn. Er schwemmte alles andere in ihm fort.
»Ja!«, keuchte er. »Ja, verdammt!« Mit zwei großen Schritten verließ er den Schatten. Diesmal setzte er seine Füße hart und wuchtig auf. Auch wenn ihn jemand hörte, es war ihm egal.
Von der rechten Seite her näherte er sich dem Altar in einem schrägen Winkel.
Die Frau tanzte wie selbstvergessen. Mit den gespreizten Fingern der

linken Hand fuhr sie durch ihr rötliches Haar und wühlte es auf.

Sie sah niemanden, sie bewegte sich nur. Der Cop holte tief Luft, bevor er seine Worte sprach.

»Wer immer du bist, wie immer du heißt!«, schrie er. »Ich bin gekommen, um dich zu töten!«

***

Ich runzelte die Stirn, hörte das leise Lachen des FBI-Beamten und seine anschließende Frage.

»Was ist los?«

»Dass es hier in New York so etwas gibt. Eine Insel mitten im Verkehr, auf der noch eine Kirche stehen soll.«

»Es gibt sie wirklich. Du kannst den Bau nur nicht sehen, weil er sich hinter den Bäumen versteckt.«

»Und sie besteht tatsächlich aus Holz?«

Abe hob die Schultern. »Ja, die Gemeinde damals hatte wohl kein Geld, da haben sie ihre Kirche aus Holz gebaut. Jetzt ist sie entweiht worden, und die Erbauer haben längst andere Domizile gefunden.«

Ein Wall aus Unterholz und Bäumen verdeckte die Sicht. Wir hatten unseren Wagen verbotswidrig abgestellt, was Abe nicht kümmerte. Solche Kleinigkeiten musste man vergessen.

»Teilen wir uns - oder…?«

»Lass uns erst zusammenbleiben, Abe«, sagte Suko.

»Okay.«

Zu dritt betraten wir die von einem regen Verkehr umbrauste Insel. Es war nicht einfach, sich durch das Unterholz zu winden, lautlos klappte es jedenfalls nicht.

Wir rechneten natürlich mit Aufpassern und atmeten auf, als wir sie sahen. Man ließ uns in Ruhe.

Der Verkehrslärm blieb als dumpfes Rauschen im Hintergrund zurück. Noch umgaben uns die grünen Mauern, deckten uns die Baumstämme, doch zur Kirche hin war das Gelände freier. Da wuchsen nur noch vereinzelt Bäume.

Wir blieben stehen, als hätte einer von uns ein Kommando gegeben. Von außen her lag das Gebäude in einer dichten Dunkelheit. Im Innern war es erhellt.

Es brannte dort kein normales Licht. Der Schein bewegte sich unruhig hinter den Fenstern, und er konnte eigentlich nur von Kerzenflammen stammen.

»Alles klar?«, fragte ich.

Abe nickte. »Und wie klar das ist«, presste er zwischen den Lippen hervor. »Die haben sich in der Kirche getroffen. Ich frage mich, ob dort auch unsere Voodoo-Queen da ist.«

»Wir finden es heraus, wenn…« Ich war vorgegangen und stoppte in

der Bewegung. Auch mein Redefluss verstummte, denn mit der Fußspitze war ich gegen etwas Weiches gestoßen, das im hohen Gras versteckt lag.

Ein Körper - Mensch oder Tier?

Ich bückte mich. Schon beim ersten Senken des Kopfes erkannte ich den menschlichen Umriss. Ich brauchte den anderen nicht erst zu winken. Sie hatten an meiner Reaktion längst erkannt, dass etwas nicht stimmte. Suko und ich bückten uns.

Vor uns lag ein Farbiger. Tot war er nicht, nur bewusstlos. Jemand hatte ihn niedergeschlagen.

Aber wer?

Die Frage stand in unseren Augen, als wir uns wieder aufrichteten. War uns jemand zuvorgekommen?

»Anscheinend sind wir nicht allein«, wisperte ich dem G-man zu. »Hier treibt sich jemand herum, der dafür sorgt, dass irgendwelche Aufpasser ausgeschaltet werden.«

»Von uns nicht, John. Ich bin der Einzige aus dem Verein, das kannst du mir glauben.«

»Hat auch niemand behauptet. Ich…«

»Ruhe!«, zischte Suko und fuhr herum. Zwei Schritte weiter stoppte er.

Jetzt hörten wir auch das Knurren, dann brach ein mächtiger Körper durch das Unterholz, groß wie der eines Raubtieres, aber glücklicherweise von einer Leine gehalten.

Kein Tiger, kein Löwe, sondern ein Mastino, ein verfluchter Kampfhund, der auf Menschen angesetzt wurde, meist von Zuhältern, denn bei ihnen waren diese Kampfhunde in der letzten Zeit in Mode gekommen.

Der Köter bäumte sich unter dem Druck der Leine auf. Der Kerl, dem er gehörte, war ein wuchtiger Klotz, dunkelhäutig, glatzköpfig und muskulös.

Suko stand dem Hund am nächsten. Er schaute auf dessen viereckig wirkenden Schädel und auch in das aufgerissene Maul, wo der gelbweiße Geifer wie Leim zwischen den Zahnreihen hing.

Obwohl wir in der Überzahl waren, zeigte der Kerl nicht die Spur von Furcht. Er verließ sich voll und ganz auf seinen Hund. Er grinste uns sogar noch an. »Der ist besonders scharf auf Menschen, Freunde. Also haltet euch ruhig!«

Abe trat vor, was den Mastino derart wütend machte, dass seine Vorderpfoten schon an Sukos Hosenstoff kratzten. »Wie reagiert er denn auf Polizisten?«

Damit hatte der Schwarze nicht gerechnet. Plötzlich spitzte er den Mund und pfiff.

Sofort beruhigte sich sein »Schoßhündchen«. Neben seinem Herrn

sackte er zusammen. Träge blieb er im Gras liegen.
»Bullen?«
»FBI!«
Der Schwarze verzog den Mund. »Auch das noch.«
»Wie heißen Sie, Mann? Papiere…«
Der Schwarze lachte uns an. »Die trage ich grundsätzlich nicht bei mir, tut mir leid.«
»Ihr Name!«, forderte Douglas.
»Tyler.«
»Okay, Tyler, was ist hier los?«
Mit der freien Hand wischte Tyler über sein Kinn. »Ich weiß es nicht, tut mir leid.«
»Gehören Sie nicht dazu?«
»Nein!«
»Und was machen Sie dann hier?«
»Ich passe auf. Das können Sie an dem, Wächter sehen. Die Beule hat er von mir.«
»Und was noch?«
»Sonst nichts. Auch die anderen Wächter liegen flach. Ich sage ja immer, was tut man nicht für einen Freund.« Er starrte in den Himmel und versuchte, ein harmloses Gesicht zu machen.
»Wer ist denn Ihr Freund, Tyler?«
Ich hatte die Frage gestellt und sah seinen Blick auf mich gerichtet. »He, Sie kommen aber nicht von hier.«
»Richtig.« Auf Einzelheiten ging ich nicht ein.
»Na ja, ein Bulle wie ihr.«
»Was?« Abe hatte gerufen, und Tyler ging leise lachend zurück.
»Wieso? Habt Ihr das nicht gewusst?«
»Nein.«
»Oh - ich dachte, ihr wolltet ihn unterstützen, euren uniformierten Kollegen. Oder ist es euch nicht gut genug, he?«
»Reden Sie keinen Unsinn, Tyler! Wer ist der Mann?«
»Vernon Shrame.«
Der Name sagte uns nichts.
»Abe, weißt du…«
»Ja, ich kenne ihn.« Der G-man nickte. »Shrame hieß das letzte Opfer des Killers.«
»Wilma Shrame«, präzisierte Tyler. »Und sie war eine verdammt gute Frau, das sage ich euch.«
Irgendetwas in seiner Stimme klang durch, das uns aufhorchen ließ.
»Wie meinen Sie das?«, fragte Suko, der am schnellsten reagiert hatte.
»Ich habe ihr einiges zu verdanken, sie hat mich früher mal aus der Scheiße gezogen, und so etwas vergisst ein Mann wie ich nicht.

Kapiert? Auch ich bin dankbar.« Sein Geständnis hörte sich fast widerwillig an. Es fiel ihm schwer, Gefühle zuzugeben.

Douglas sprach weiter. »Da kommt noch etwas hinzu. Es geht doch nicht um Wilma Shrame.«

»Nein.«

»Um wen dann?«

Er bewegte seine Lippen, redete aber nicht. Schließlich gab er zu, dass er hier Wache für den Mann dieser toten Frau hielt.

Abe Douglas staunte ihn an. »Tatsächlich für einen Cop, Tyler? Hast du dich da nicht übernommen?«

»Diesmal nicht.«

»Dann bist du ihm auch was schuldig?«

»Kann sein.«

»Ist er in der Kirche?«, fragte ich.

»Ja, und die anderen sind auch dort.«

»Wer?«

»Der Voodoo-Club, verdammt. Sie versammeln sich hier, trommeln, tanzen und singen.«

»Schön«, sagte Douglas nickend. »Nächste Frage. Weshalb sind Sie hier draußen? Sie hätten hineingehen und Shrame unterstützen können.«

»Das ist seine Sache!«, erwiderte der Glatzkopf schroff. »Allein seine.«

»Die Rache?«

»Kann sein.«

»Dann decken Sie ihm nur den Rücken!«, stellte ich fest.

»Das stimmt.«

Abe regte sich auf, das sah ich ihm an. Ich blieb cooler und wandte mich wieder an Tyler. »Weshalb decken Sie ihm den Rücken? Will er wirklich dort aufräumen? Glaubt er tatsächlich, dass er in dieser entweihten Kirche den Mörder seiner Frau findet?«

»Damit rechnet er.«

»Sagen Sie mir noch eines. Wie viele Personen treiben sich in der Kirche herum?«

»Weiß ich nicht.«

»Ungefähr.«

»Zwanzig oder dreißig. Können auch ein paar mehr oder weniger sein. Ich habe nicht nachgeschaut.«

Aber wir würden es tun. Douglas warnte Tyler davor, zu verschwinden oder sonst irgendwelchen Unsinn zu machen. Die Aktion war allein unsere Sache.

»Keine Panik, G-man, ich halte mich schon zurück. Das ist mir zu heiß. Irgendwie ist Voodoo nicht nur die reine Einbildung. Ich kenne mich da aus.«

»Wie schön.«

Wir gingen an ihm vorbei. Ich hörte noch das leise Knurren des Hundes, der allerdings hart an der Leine gehalten wurde. Einen Schauer konnte ich nicht vermeiden, als ich in sein Maul blickte.

Für uns zählte nur der schnelle Erfolg. Aus diesem Grunde beeilten wir uns, den Holzbau zu erreichen.

Wir konnten nichts beeinflussen. Das Drama spielte sich in der entweihten Kirche ab, denn von dort hörten wir einen mächtigen Schuss, dessen Echo grollend durch die Holzwände drang…

***

Vernon Shrame hatte damit gerechnet, dass die Szenerie im nächsten Moment einfrieren würde. So etwas hatte er schon öfter erlebt oder auch in irgendwelchen Filmen gesehen, wenn der Held plötzlich auftrat und anfing, aufzuräumen.

Hier geschah das nicht!

Obwohl er mit einer lauten, alles übertönenden Stimme gerufen hatte, kümmerte sich niemand um ihn. Die Frau tanzte weiter, und auch die Männer bewegten ihre Körper im Rhythmus der Trommel.

Diese Tatsache irritierte den Cop dermaßen, dass er seinen Vorsatz vergaß, sich wie ein Ausgestoßener fühlte, einfach stehen blieb und nichts tat.

Man kümmerte sich nicht um ihn. Für alle Anwesenden war er nichts als Luft.

Und das ärgerte ihn. Da schoss ein bitterer Gallengeschmack in seinen Mund.

Wenn diese rothaarige Person nicht wollte, also gut.

Der Gedanke an seine tote Frau hatte seine Kräfte wieder wachsen lassen. Er bewegte sich geschmeidig, huschte auf den Altar zu und erreichte die Platte mit einem Sprung.

Er tauchte plötzlich vor der tanzenden Frau auf, als ihm die Schlange einfiel.

Verdammt, an sie hatte er nicht mehr gedacht. Die Frau tanzte weiter, aber die Schlange um ihren Hals sah in ihm einen Feind. Sie bewegte sich nach links, stieß dann zu und hätte ihn fast erwischt.

Im letzten Moment riss er seine Schrotflinte in die Höhe, deren verkürzter Lauf ihm zunächst das Leben rettete, denn das Maul der Schlange biss in das Metall und nicht in Haut.

Von diesem Erfolg beflügelt schlug er zu. Ein wütender Schrei gellte aus seinem Mund, als er mit dem schweren Griff der Waffe den Körper der Tänzerin wie einen Rammstoß erwischte und sie von der Altarplatte fegte.

Sie riss beim Fallen noch einen Totenschädel mit, krachte zu Boden, rollte sich dort herum, aber da war der Cop bereits gesprungen, angestachelt von einer wahren Hassexplosion.

Wieder rammte er den Griff nach unten. Zufall oder nicht, jedenfalls hatte er Erfolg. Bevor die Schlange noch einmal richtig zubeißen konnte, zerschmetterte er ihr den Schädel.

Shrame fühlte sich für einen Moment in Hochstimmung, da es ihm gelungen war, das Symbol des Bösen zu vernichten.

In seiner Nähe standen die Kerzen, der Schein war stärker geworden. Vernon erkannte Details, aber ihn interessierte nur die Frau. Er kümmerte sich auch nicht darum, was hinter ihm geschah, wo der Trommelklang verstummte und die Männer sich bewegten, als wären sie aus einem langen Schlaf erwacht.

Shrame starrte in das Gesicht der Halbnackten. Er kam sich vor wie in einer Welt, wo es nur sie beide gab.

Die Mörderin und der Rächer!

»Du hast sie getötet!«, keuchte er. »Du hast mir meine Wilma von der Seite gerissen! Du hast sie mir genommen, du verfluchtes Biest, du Unmensch, du!«

Sie grinste.

Er heulte auf. Verdammt, wie konnte diese Person noch grinsen? Sie machte sich über ihn und seine Gefühle lustig. Tränen traten in seine Augen. Sie verschleierten den Blick, deshalb sah er auch nicht, wie die Frau ihre rechte Hand bewegte und dabei den Lauf des Revolvers drehte.

»Hast du es getan?«, brüllte er.

Sie lachte ihn kalt an.

Da drehte er durch. Er hatte seinen Eid vergessen, er dachte auch nicht mehr daran, dass er die Frau in Handschellen wegführen sollte, das Gefühl der Rache überschwemmte ihn wie eine Woge.

»Dann stirb!«, brüllte er.

Es fiel ein Schuss, dann noch einer.

Der erste peitschend und hart klingend, der zweite ein Donnern. Und an der Mündung der Schrotflinte entstand der Widerschein einer rötlichen Mündungsflamme.

Die Ladung fegte aus dem Lauf. Sie hätte den Körper der Frau auch zerrissen, aber sie erwischte ihn nicht, denn die Kugel aus dem Lauf des Revolvers war schneller gewesen.

Um eine Idee nur, aber das hatte ausgereicht, um den Cop zurückzustoßen.

Er kippte nach hinten, sah noch, wie die Ladung seiner Schrotflinte in die Decke jagte, dann zerriss der Schmerz wie ein glühendes Schwert seine Brust und schickte die Schatten.

Er brach zusammen, riss Kerzen mit um, deren Flammen über seine Kleidung glitten, sie ansengten und auch die Haare erwischten, die knisternd Feuer fingen.

Vernon Shrame merkte es nicht mehr, denn er war bereits gestorben,

ohne den Tod seiner geliebten Frau rächen zu können.
Die Mörderin aber war mit einem blitzschnellen Sprung auf den Beinen. Sie schrie ihren Dienern über den Altar hinweg etwas zu, warf sich zurück und tauchte wieder ein in die Finsternis, aus der sie gekommen war.
Genau in diesem Augenblick flog die Tür der Kirche mit elementarer Wucht auf…

***

Suko hatte sie aufgerammt, und wir stürmten in einen Raum, in dem das Chaos herrschte.
Mit gezogenen Waffen verteilten wir uns blitzschnell.
Schreie empfingen uns, massige Körper, schweißgetränkt. Köpfe, in denen die Augen verdreht waren, sodass das Weiße darin überdeutlich hervortrat.
In dieses Chaos hinein drangen wir wie eine Speerspitze, die zur Seite räumen wollte, aber nicht konnte, denn die Farbigen spielten verrückt und sahen in uns ihre einzigen Gegner.
Sie warfen sich uns entgegen, brüllten Worte, die niemand verstand, und schlugen auf uns ein. Wir schlugen zurück, wichen aus, und Abe Douglas feuerte sogar in die Luft, ohne dass er das Chaos hätte stoppen können.
Dennoch schafften wir es, uns vorzukämpfen, und erreichten den Altar von zwei verschiedenen Seiten.
Er war leer bis auf drei Totenköpfe. Hinter ihnen brannten Kerzen. Ein widerlicher Geruch drang in unsere Nasen, und wir sahen mit Schrecken, woher er stammte.
Einigen Flammen hatten das Haar eines leblos daliegenden Mannes in Brand gesetzt, und selbst über dem Hemd stand schon eine Rauchwolke.
Gemeinsam zerrten Suko und ich den Mann aus der Gefahrenzone. Auch wenn er keine Uniform trug, so wussten wir doch, wer dieser Tote war. Vernon Shrame, der Cop! Der Mann, der seine Frau hatte rächen wollen und es mit dem Tod bezahlen musste.
Die Kugel hatte ihn dort erwischt, wo sein Herz saß. Ein zielgenauer Treffer, keine Chance für ihn, die Kugel zu überleben.
Mir war, als hätte mir jemand eine Faust in den Magen gerammt. Heulen hätte ich können, einfach nur dasitzen und heulen.
Aber ich musste weiter. Das Mordweib konnte nicht weit sein, wir mussten es stellen.
»Wo ist sie?«, brüllte ich. Als ich keine Antwort erhielt, schnappte ich mir den erstbesten Mann, der in meine Nähe geriet. Ich schüttelte ihn durch. Sein Gesicht zitterte dicht vor dem meinen. »Wo? Gib Antwort!«

Er konnte nur gurgeln. Speichel schäumte vor seinem Mund, die Augen waren verdreht. Er war nicht mehr Herr seiner Sinne, weil er unter einem anderen Einfluss stand.

Suko riss mich zurück. »Verdammt, John, sie ist weg!«

Ich nickte. Allmählich verschwand der rote Schatten vor meinen Augen, der mich hatte durchdrehen lassen.

»Sorry, aber…«

»Ich weiß, ich weiß. Komm mit!« Er zog mich in den Hintergrund der Kirche, weg vom Chaos. Mit der kleinen Lampe leuchtete er gegen die Wand, in der sich ein schmales Rechteck abzeichnete, eine Tür.

Das also war ihr Fluchtweg!

Suko riss sie auf, war aber vorsichtig und wich zur Seite. Zu sehen war nicht viel, dafür aber zu hören.

Wieder ein Schuss!

***

Theo Tyler mochte die Masse der Bullen nicht. An diesem Abend aber dachte er anders. Diesmal gönnte er ihnen einen Sieg, obwohl er nicht so recht daran glauben wollte, als er die Schüsse vernommen hatte.

Zwei waren es gewesen, da kannte er sich aus. Einmal der Revolver, zum anderen die Schrotflinte.

Welche Waffe zuerst abgefeuert worden war, hatte er nicht herausfinden können. Er konnte nur hoffen, dass sich das Glück auf seine Seite gestellt hatte und auf die von Vernon Shrame.

Der Mastino spielte verrückt. Er zerrte an seinem Geschirr, wühlte mit den Vorderpfoten den Boden auf, schleuderte den mächtigen Kopf herum und gab Töne von sich, die kaum zu ertragen waren.

Ein schwächerer Mensch als Tyler hätte ihn längst nicht mehr halten können, und auch er brauchte beide Hände. Der Hund roch das Blut, er war verrückt, er wollte die Menschen angreifen, auf die er dressiert worden war.

»Nein, nein, Beißer! Du bleibst hier. Du bleibst bei mir. Sei schön ruhig, sei brav!«

Das war Beißer nicht. Er durchkreuzte die Pläne seines Herrn, der an einem bestimmten Punkt hatte stehen bleiben wollen.

Der Hund zerrte Tyler auf die Kirche zu. Er bellte scharf und knurrte dazwischen. Die Gier war über ihn gekommen wie eine wilde, alles vernichtende Flut.

So hatte selbst Tyler ihn noch nie erlebt. Nicht mit Worten, nicht mit Taten war er zu beruhigen, und dass er so reagierte, hatte seinen Grund, wie Tyler plötzlich feststellte.

Jemand lief durch die Nacht!

Die Gestalt war nicht aus dem normalen Eingang gekommen, sie

musste einen rückseitigen genommen haben, rannte in einer schrägen Linie weiter und würde nicht weit von Tyler und seinem Hund entfernt in das Unterholz tauchen.

Der Glatzkopf stand plötzlich wie angewachsen. Er stemmte seine Hacken in den Boden.

Aus der Kirche war eine halb nackte Frau gerannt, das musste diese Voodoo-Königin sein.

Also hatten es die Bullen nicht geschafft!

In die Augen des Mannes trat ein Leuchten, das beinahe dem in den Augen des Hundes glich. Tyler gab seine scharf geflüsterten Befehle. »Los, Beißer, pack sie! Zerfleisch sie. Geh ihr an die Kehle! Mach sie fertig!«

Er ließ den Mastino los, und der jagte davon, als hätte man Feuer unter ihm entflammt.

Der Mastino war schneller als jeder Sprinter. Eine geballte Ladung aus Kraft, Muskeln und Gewalt.

Lautlos konnte er nicht angreifen. Sein Knurren war unüberhörbar.

Jamie Steel war geflohen. Sie hatte es für richtiger angesehen, doch sie konnte und wollte nicht mehr weglaufen. Noch befand sie sich in Bewegung, und aus ihr heraus flirrte sie mit einer artistisch anmutenden Gewandtheit herum, streckte dabei ihren Arm aus, der wie ein Speer wirkte, und blieb stehen.

Der Mastino jagte auf sie zu. Er war wie aufgedreht, ein geiferndes Paket aus Muskeln, getragen von vier kraftvollen Beinen.

Jamie Steel blieb eiskalt.

Sie hatte diesen mächtigen Angreifer längst gesehen und ihn auch als Mastino identifiziert.

Er konnte ruhig kommen.

Der Hund walzte alles nieder, was seinen Weg blockieren wollte. Büsche, Zweige, sperrige Sträucher, es gab nichts, was ihn aufgehalten hätte. Er setzte zum vorletzten Sprung an, wuchtete seinen Körper halb hoch und brauchte danach nur noch einmal aufzusetzen.

Doch den letzten Sprung schaffte er nicht mehr, denn Jamie schoss wie auf dem Schießstand.

Kaum sichtbar blühte das Mündungsfeuer auf. Den Schalldämpfer hatte sie abgenommen, sodass Tyler den Schuss hörte und schattenhaft mitbekam, was geschah.

Sein Kampfhund drehte mitten in der Luft eine Rolle. Mit großer Wucht klatschte der Körper ins Gras, wo er sich noch einige Male überschlug. Er rutschte auf der Seite weiter, bis er fast die Füße der halbnackten Frau berührte, die nicht noch einmal schoss, über den toten Hundekörper hinwegschaute, den Glatzkopf anstarrte - und verschwand.

Die Büsche gaben ihr genügend Deckung. Ein kurzes Nachwippen der

Zweige noch, dann war es vorbei.

Theo Tyler aber ging wie in Trance auf seinen Hund zu. Beißer regte sich nicht. Es musste ein Blattschuss gewesen sein, der ihn gefällt hatte.

Neben dem gelblich schimmernden Kadaver blieb er stehen und sah, dass die Kugel eigentlich nicht hätte tödlich gewesen sein müssen, denn sie hatte ihn in der Vorderflanke erwischt und dort eine Wunde gezogen, wie von einer Klinge gezeichnet.

Dennoch war er gestorben!

Und plötzlich rieselte über den Rücken dieses mächtigen Mannes ein kalter Schauer. Zum ersten Mal spürte er, dass hier andere Kräfte mitmischten, und er war auch davon überzeugt, nur hautnah dem Tod entgangen zu sein…

***

Am Klang des Schusses hatte ich die Waffe erkannt. Es war ein 38er Revolver gewesen, und mit einer solchen Waffe tötete die Frau, die für mich immer mehr zu einer zweibeinigen Bestie geworden war. Einen anderen Ausdruck gab es nicht. Vielleicht noch Günstling des Teufels oder so ähnlich.

Auf wen hatte sie gefeuert? Auf Tyler?

Neben mir keuchte Suko.

Zwei Gestalten sahen wir. Eine gebückt auf der Stelle stehend und auf die zweite hinabschauend, die im Gras lag. Von der Kirche her tobte Lärm. Die Männer verließen den alten Bau.

Neben Tyler blieben wir stehen. Dieser harte Mann weinte um seinen Hund. Er stand mit gesenktem Kopf da. Aus dem Mund drangen schluchzende Geräusche. Das kam mir fast vor wie in einem Kitschroman.

Und das mitten in New York.

Weder Suko noch ich sprachen ihn an, sondern gingen dorthin, wo wir den Hund am besten betrachten konnten.

Wir sahen auch die Wunde.

Schräg war die Kugel in das Fell gedrungen, hatte es aufgerissen und wäre nicht tödlich gewesen.

Aber der Mastino lebte nicht mehr.

»Du denkst das Gleiche wie ich, John?«

»Ja, die Kugeln mit der verdammten Fratze. Das ist es, zum Henker, das ist es.«

»Aber sie ist weg!«

Ich nickte. Wir beide konnten nicht viel tun. Verlassen mussten wir uns auf den Zeugen.

Der hatte sich hingehockt. Seine breite Pranke streichelte das Fell des Mastinos.

»Können wir sprechen?«, fragte ich ihn.
Er reagierte nicht. Der Tod seines Hundes musste ihn getroffen haben wie ein Schock.
»He, was mit Ihnen?« Ich umfasste seine Schulter. Unter der Handfläche spürte ich die Härte seiner Muskeln.
Abe Douglas kam. Schweißüberströmt war sein Gesicht, die Krawatte zerrissen. Zudem blutete er hinter dem Ohr.
Theo Tyler erhob sich und wischte seine Augen trocken: »Sie hat nur einmal geschossen«, flüsterte er mit zur Seite gedrehtem Kopf. »Nur ein einziges Mal. Seht euch an, wo ihn die Kugel erwischt hat. Daran kann er nicht gestorben sein. Das Stück Blei hat nur eine kleine Wunde hinterlassen, an der niemand gestorben wäre. Erst recht nicht Beißer. Der war zäher als mancher Mensch.«
»Haben Sie alles genau gesehen, Tyler?«, fragte ich und schaute Abe Douglas nach, der verschwand, um die Kollegen der Mordkommission zu alarmieren.
»Natürlich habe ich das.«
»Auch die Frau?«, präzisierte Suko.
»Was denn sonst?«
»Wie war es denn?«, erkundigte sich mein Freund. »Denken Sie nach, Tyler! Jede Kleinigkeit kann von größter Bedeutung sein.«
Er wischte die Handflächen an der Hose trocken. Sein Bericht war mehr gestottert, als flüssig erzählt. Wir hörten gespannt zu und hatten natürlich unsere Fragen, besonders, was ihr Aussehen anging.
»Die war fast nackt!«
»Das wissen wir«, sagte ich. »Haben Sie ihr Gesicht gesehen?«
Er öffnete den Mund und tat so, als wollte er reden. Im letzten Moment verschluckte er den Satz, und ein anderer floss über seine Lippen. Meinem Gefühl nach eine Lüge.
»Es ist dunkel, das seht ihr selbst. Ich habe nichts erkennen können, verdammt! Außerdem war ich zu weit von ihr entfernt. Ich habe mich voll und ganz auf Beißer verlassen. Hätte ich das mal nicht getan und sie selbst angegriffen.«
»Dann lägen Sie jetzt neben Ihrem Hund!«, sagte Suko trocken. »So einfach ist das. Die Kugel, Tyler, braucht Sie nur zu ritzen, und es ist um Sie geschehen. Begreifen Sie das nicht?«
»Nein.«
Suko winkte ab, weil es keinen Sinn hatte, Erklärungen abzugeben.
»Kann ich denn gehen?«
»Das haben wir nicht zu entscheiden. Warten Sie, bis Abe Douglas zurück ist.«
Tyler zeigte sich widerspenstig. »Ich habe aber nicht gern etwas mit Bullen zu tun«, beschwerte er sich.
»In diesem Fall wird Ihnen wohl nichts anderes übrig bleiben,

Meister.«
Er ging zur Seite und blieb dort stehen.
Abe Douglas kehrte zurück. Aus der Autoapotheke hatte er ein Pflaster geholt und es auf die Kratzwunden geklebt. »Es ist alles okay, die Kollegen werden gleich hier sein.«
Ich nickte zu Tyler hinüber. »Er will nicht mehr bleiben.«
»Er muss.«
»Weshalb denn?«
»Wir brauchen Ihre Aussage, Tyler.«
Theo fluchte. Dann trat er wütend auf, bevor er sich auf den Boden setzte und ins Leere starrte. Wir waren für ihn nicht mehr existent.

***

Ihr Wagen stand günstig. So günstig, dass sie nicht gesehen wurde, als sie den Weg von der Kirche zu ihrem Fahrzeug nahm.
Der Hass tobte in ihr. Der Hass auf die Menschen, die ihr im Wege standen. Sie dachte an die Schlange, die jetzt mit zerschmettertem Schädel in der entweihten Kirche lag. Aber dafür hatte ihr Mörder büßen müssen. Mit dem eigenen Leben, so wie auch die anderen dafür bezahlen würden, das stand für sie fest.
Erst aber musste sie weg, verschwinden in ihr Versteck, um nachzudenken.
Der Honda sprang nur widerwillig an. Zweimal orgelte sie durch, dann endlich konnte sie fahren.
Bevor sie die Fifth Avenue erreichte, hielt sie kurz an und streifte sich Kleidung über. Ein einfaches Hemd und Shorts. So fiel sie nicht auf.
Im fließenden nächtlichen Verkehr rollte sie nach Norden auf das Empire State Building zu. In Höhe dieses Gebäudes bog sie dann in die West 34th Street ab. In einem der älteren Wohnhäuser schon in Richtung Docks und East River hatte sie eine kleine Wohnung gefunden, die nur aus einem Zimmer und einem winzigen Bad bestand.
Auf ihren Handflächen hatte sich Schweiß gebildet, kein gutes Zeichen. So nervös war sie lange nicht gewesen, aber es war auch lange nichts mehr derartig schief gelaufen.
Ihr war es gelungen, mit dem Teufel durch den Voodoo-Zauber Kontakt aufzunehmen, aber diesmal hatte er sie im Stich gelassen.
Das Gebäude hatte einen Hinterhof. Wenn sie Glück hatte, fand sie dort einen Parkplatz.
An diesem späten Abend hatte sie Glück. Der Honda passte in eine Lücke zwischen zwei anderen Wagen.
So schnell wie möglich huschte sie hoch in die zweite Etage. Von dem langen Flur gingen fünf Türen ab. Sie nahm die erste an der

linken Seite.

Man wusste nicht, dass sie ein weiblicher Cop war oder sich zumindest als solche ausgab. Wenn sie in der Uniform wegging, dann streifte sie jedes Mal einen Mantel über.

Im Bad stellte sie sich vor den Spiegel. Erschöpfung zeichnete ihre Züge, allerdings auch der Wille, nicht aufzugeben.

Eine schnelle Dusche befreite sie vom Schweiß, dann überlegte sie sich ihre weiteren Schritte. Sie ließ sich fast nackt in einen der Korbsessel fallen und spielte mit dem Messer, das ihr der sterbende Medizinmann überlassen hatte. Sehr sorgfältig führte sie die Hand zur Stirn hoch und zeichnete mit der Messerspitze die Konturen des auf die Spitze gestellten Vierecks nach.

Dabei drückte sie die Waffe in die Haut, sodass die alte Kruste aufgerissen wurde, Blut aus den Schnitten quoll, allerdings nicht an ihren Wangen entlangrann, sondern innerhalb des Zeichens blieb wie Wasser in einer kleinen Schüssel.

Das Messer bestand nicht einfach aus Stahl, er war geweiht und gleichzeitig in einem höllischheißen Voodoo-Feuer gehärtet worden und hatte so die Kraft der Finsternis übernommen.

Sie konnte sich voll und ganz auf die Klinge verlassen, die ihr, wenn sie mit ihrem Blut in Berührung kam, die nötige Kraft verlieh.

Sie legte den Kopf zurück, sodass er die hohe Sesselkante berührte. Auf ihren Lippen lag ein Lächeln. Und ein beinahe schon schwärmerischer Ausdruck trat in ihre Augen, wobei sich ihre Gedanken um Schwarze Magie und natürlich den Teufel drehten.

Sie hatte diesen Fürsten der Finsternis nie zu Gesicht bekommen, nicht wissentlich jedenfalls, aber er hatte schon einige Male mit ihr Kontakt aufgenommen.

Auch jetzt spürte sie ihn wieder, weil sie das Mal auf ihrer Stirn neu angeritzt hatte.

Es waren fremde Gedanken, die in ihr Hirn strömten. Einen normal denkenden Menschen hätten sie erschreckt, aber nicht diese Person, die sich daran weidete.

Jamie Steel empfand plötzlich Freude darüber, wieder zum Revolver greifen und töten zu können.

»Ja!«, flüsterte die Frau. »Ich werde dir die Seelen bringen. Ich werde es schaffen…«

Mit einem Ruck stand sie auf. Unter dem Fenster stand ihr Bett, eine schmale Liege, auf der eine grasgrüne Decke lag. Aus dem Wagen hatte sie die blaue Uniform mitgenommen und sie auf dem Bett liegen lassen. Sorgfältig ausgebreitet, nicht einfach hingeworfen.

Der Reihe nach nahm sie die einzelnen Teile hoch. Sie strich das blaue Hemd glatt, betrachtete ihre Hose und war unzufrieden damit, denn an einigen Stellen klebte der Staub.

Deshalb griff sie zur Bürste und rieb mit kräftigen Bewegungen über den Stoff. Staub quoll hervor.

Das Gleiche tat sie mit der Jacke, und zuletzt kümmerte sich Jamie um die Mütze. Sie hauchte noch gegen den Schirm, bevor sie diesen mit einem weichen Tuch richtig blank rieb.

Jetzt war sie zufrieden…

Die Kraft des Teufels würde in ihr bleiben, weil sie sich mit ihrem Blut vermischt hatte.

Sehr langsam streifte sie die Uniform über. Zuerst das blaue Hemd, dann band sie die Krawatte, schlüpfte anschließend in die Hose und griff zur Jacke.

Auch sie streifte sie mit abgezirkelten Bewegungen über, die schon einem Ritual glichen.

Jamie kontrollierte noch den Sitz der Mütze im Spiegel, rückte sie ein wenig zurecht und war erst dann mit sich und ihrer Kleidung zufrieden.

Jetzt war sie bereit. Sie würde wieder unterwegs sein und dem Satan dienen.

Ihren pelzigen Geschmack spülte sie mit klarem Wasser weg. Zum Schluss griff Jamie zur Waffe.

Dieser 38er lag in ihrer Hand, als gehörten sie seit ewigen Zeiten zusammen.

Blauschwarz glänzte er und gewann noch an Größe, als sie den Schalldämpfer auf die Mündung schraubte. Sie drehte sich zum Spiegel um, der sie von Kopf bis Fuß zeigte. Dann übte sie, streckte den Arm mit der Waffe aus und fand diese Geste zufriedenstellend bis hin zur Perfektion. Angst würde sie den anderen einjagen, heiße Todesangst. Wenn sich der Ausdruck in den Augen der Opfer veränderte, erfüllte Jamie Steel ein unbeschreiblicher Triumph.

Sie war bereit. Sie drehte sich um und ging auf die Wohnungstür zu. Sie wollte sie aufziehen, als ihre Hand in der Bewegung stockte.

Es schellte!

***

Die Bullen hatten Mitleid mit Theo Tyler gehabt und ihn so schnell wie möglich ziehen lassen. Er war fast fluchtartig zu seinem Wagen gelaufen, einem leicht umgebauten Jeep mit einer Gitterabtrennung zum Fond hin, wo er seinen Mastino transportiert hatte.

Wie eine Statue blieb Tyler für die ersten Minuten hinter dem Lenkrad sitzen. Er spürte den Drang, sich schrecklich zu betrinken. Das hätte er auch getan, wenn dieser Wunsch nicht von einem anderen Gedanken überlagert worden wäre.

Ein Satz nur, aber der stimmte haargenau.

Er kannte die Killerin!

Den Bullen hatte er die Wahrheit verschwiegen. Fast er hätte sich noch verplappert. Im letzten Augenblick jedoch hatte er sich zusammengerissen und ihnen eine Lüge untergeschoben.

Die Frau war ihm bekannt. Er hatte sie schon mehrere Male gesehen, wenn er durch bestimmte Lokale in Manhattan gestreift war. Immer allein, zunächst jedenfalls. Später jedoch mit der umgehängten Schlange, ihrem Markenzeichen und gleichzeitig dem Symbol für das Böse, das Teuflische.

Lange hatte er gegrübelt, bis ihm sogar der Name eingefallen war, den er irgendwann einmal aufgeschnappt und praktisch gespeichert hatte, weil ihm die Frau vom Aussehen her gefiel.

Steel hieß sie, Jamie Steel!

Und er wusste sogar, wo sie wohnte. Ein Kerl in einer Bar, in der sie sich öfter sehen ließ, hatte es ihm verraten.

Sie sollte für das büßen, was sie getan hatte. Zuvor aber musste er noch eine bestimmte Person besuchen, und es störte ihn überhaupt nicht, dass es fast Mitternacht war. Außerdem war dieser Mensch späte Besuche gewohnt.

Er hieß Waldo Cock, lebte nahe der Bowery, wo Manhattan am schmutzigsten ist. Von Greenwich nicht allzu weit entfernt. Tyler hatte sich wieder beruhigt, dennoch musste er ständig an den toten Mastino denken. Dieser Hund war für ihn wie ein Kind gewesen. Er hatte ihn geliebt, und Beißer war auch nicht falsch gewesen, wie andere behaupteten. Er hatte sich eben nur für seinen Herrn eingesetzt.

In der Bowery kam er sich vor wie in einem Gespensterland. Staubig und schmutzig, eine Orgie in Grau. Für Theo Tyler war es ein Wunder, dass hier überhaupt Menschen leben konnten.

Waldo Cock hatte sein Schäfchen längst ins Trockene gebracht. Er handelte mit allem, was es zu handeln und zu verkaufen gab. Man konnte seine Waren als Krempel bezeichnen. In der Bowery war für so etwas immer Saison.

Cock lebte in einem Eckhaus. Die oberen Etagen waren nicht mehr vorhanden. Trümmer und Fragmente bildeten das Dach. Der Besitzer lag im Streit mit der Versicherung und würde einen Teufel tun, sich um das Haus zu kümmern. Erst das Geld, dann der Aufbau. Und so etwas konnte dauern.

Der Laden lag im Keller. Man musste durch eine schmale Tür gehen und danach die Stufen hinab.

Muffiger Gestank empfing den breitschultrigen Schwarzen.

Cock war noch auf. Er hockte auf einem Schemel, umgeben von Krempel, und starrte auf die Mattscheibe. Als Tyler den Laden betrat, winkte er kurz. »Hi, Theo.«

Tyler stemmte die Ellbogen auf einen halb hohen Schrank. »Ich bräuchte was.«

»Ach ja?«
»Scheiße!« Mit einer heftigen Bewegung schleuderte Tyler den Fernseher zu Boden. Er überschlug sich dort wie ein Würfel. »Hör mir zu, du Schweinebacke.«
»He, was ist denn?« Waldo regte sich auf. »Bist du verrückt geworden?«
»Ich bin in Eile.«
»Das hättest du gleich sagen können.« Er deutete auf den Apparat. »Jetzt ist er im Arsch.«
»Mir egal, Cock. Ich will was von dir, und du besorgst es mir innerhalb der nächsten zwei Minuten.«
»Was denn?«
»Eine schusssichere Weste!«
»Mehr nicht?«
»Nein.«
»Mal sehen.« Waldo ging. Er war ein Mann, dessen Alter man schlecht schätzen konnte. Es mochte zwischen vierzig und sechzig liegen. Er ging gebeugt. Der Bart in seinem Gesicht erinnerte an Eiskristalle.
Waldo hatte alles zu verkaufen. Bei ihm konnte man auch Kanonen bekommen, doch die brauchte der Schwarze nicht. Er wollte nur die schusssichere Weste haben.
Es dauerte länger als zwei Minuten, bis Waldo zurückkehrte. Tyler meckerte nicht, er war froh, dass Cock überhaupt etwas gefunden hatte. »Hier, die Einzige.«
Theo nickte. Es war nicht das neueste Modell und noch ziemlich schwer, aber sie würde passen. Er versuchte es. Cock schaute ihm dabei zu. »Willst du einen Krieg anfangen?«
»So ähnlich.«
»Gegen wen denn?«
»Das bleibt mein Geheimnis, Waldo.« Theo zog sein Hemd über die Weste. Jetzt spannte es. »Was kriegst du dafür, Waldo?«
»Wenn ich den TV-Apparat hinzurechne…«
»Was?«
»Fünfzig«
»Okay.«
»Okay.« Tyler holte Geld aus der Hosentasche und zählte die Scheine ab. Er schleuderte sie auf die Glotze, wo sie genau auf dem toten Bildschirm kleben blieben. Dann ging er grußlos davon, verfolgt von Waldos Grinsen, der trotz allem noch ein gutes Geschäft gemacht hatte, denn die Glotze war gestohlen.
Tyler hatte mittlerweile seinen Wagen erreicht. Er stieg ein und startete.
Jamie Steel, ein Weib wie der Satan.

Der Gedanke an sie ließ sogar ihm, dem knallharten Macho, eine Gänsehaut über den Rücken laufen…

***

Es war mir gelungen, Abe Douglas und auch meinen Freund Suko zu überzeugen. Wir mussten Tyler auf den Fersen bleiben. Er hatte uns nicht die Wahrheit gesagt.

Da wir sowieso keine andere Spur hatten, spielte es keine Rolle, und so rollten wir durch das nächtliche New York, immer dem Jeep hinterher, der in eine Richtung rollte, die Abe überhaupt nicht passte.

»Ausgerechnet die Bowery, das dreckigste Stück Manhattans, das man sich vorstellen kann.«

»Ob er da wohnt?«

»Keine Ahnung, John.«

»Und weiter?«

»Nichts, wir bleiben ihm auf den Fersen.«

Ich war müde, fühlte mich ausgelaugt, hockte im Fond und hatte mich schräg hingesetzt. Da Douglas fuhr und Suko neben ihm saß, konnte ich die Augen etwas schließen.

Ich schlief tatsächlich ein und wurde erst wieder wach, als mich mein Freund anstieß. »He, du Penner, willst du hier alles verschlafen?«

Ich fuhr hoch. »Bestimmt nicht. Wo sind wir?«

»Bei Waldo Cock«, erklärte Douglas. »Kenne ich nicht.«

»Das ist ein Hehler. Er hat seine Bude schräg gegenüber und verkauft alles an Krempel, was du dir vorstellen kannst. Vom alten Teppich bis zur Kanone.«

»Will Tyler sich eindecken?«

»Frag mich was Leichteres.«

»Wie lange ist er schon verschwunden?«

»Mehr als zehn Minuten.«

Aus den zehn wurden höchstens zwölf, dann kehrte Tyler zurück, vertrieb noch zwei Penner von seinem Fahrzeug, klemmte sich wieder hinter das Lenkrad und dampfte ab.

»Viel verstehe ich nicht«, sagte Suko. »Der trug nichts bei sich, als er die Bude verließ.«

»Kanonen kann man auch verstecken«, meinte Abe.

Ich enthielt mich eines Kommentars und wartete ab, wohin die Reise diesmal ging. Ich wünschte mir, mich nicht getäuscht zu haben. Wenn ja, würde die Jagd wieder von vorn beginnen…

***

Jamie Steels Gesicht verlor an Farbe. Etwas durchrieselte sie wie eiskaltes Wasser und blieb als Kribbeln auf der Kopfhaut. Ausgerechnet jetzt hatte es geschellt. Wer wollte etwas von ihr? Wer war der nächtliche Besucher?

Sie legte ihre Hand automatisch auf die Waffe, dachte an die Zeit in der Kirche und an die Fremden.

Sollten die ihre Spur gefunden haben? Die Tür hatte leider kein Guckloch, worüber sich Jamie diesmal besonders ärgerte.

Noch öffnete sie nicht. Es konnte sein, dass sich jemand in der Tür geirrt hatte.

Es schellte abermals.

Nein, das war kein Irrtum! Da hatte es jemand auf sie abgesehen. Jamie räusperte sich, holte noch einmal tief Luft und fragte mit lauter Stimme. »Wer ist da, bitte?«

»Ich.«

»Wer?«

»Mach auf, Jamie. Ich muss mit dir reden.«

»Sag mir deinen Namen.«

»Theo Tyler.«

Damit konnte sie nichts anfangen. Bevor Tyler noch länger Terror machte, wollte sie ihn in die Wohnung holen. Die Nachbarn brauchten nicht unbedingt das Gespräch mitzubekommen.

Sie öffnete, trat zurück und ließ einen breitschultrigen Schwarzen eintreten.

Jamie überlegte. Gesehen hatte sie Tyler noch nie. Er war ein Typ zum Fürchten, ein Brocken von Mann, breitschultrig, mit einem großen Kopf, auf dem kein einziges Haar wuchs.

»Darf ich?«

»Du bist ja schon drin.«

Tyler schlug die Tür zu. Mit dem Rücken lehnte er sich gegen das Holz und starrte Jamie an, die gegen ihn fast zerbrechlich wirkte. Dann lachte er.

»Was gibt’s da zu lachen, Mann?«

Tyler lachte weiter. Nicht laut, eher hoch und schrill, und er schüttelte dabei den Kopf. »Ich kann nur über dich lachen, weil du ein weiblicher Cop bist.«

»Na und?«

Theo lachte nicht mehr. Stattdessen bewegte er den Kopf. »Du bist gut, wirklich. Ein Cop. Da fällt es überhaupt nicht auf, Süße.«

»Was fällt nicht auf?«

»Wenn du killst!«

Bei Jamie schrillten zwar die Alarmglocken, aber sie tat so, als hätte sie nichts verstanden. »Moment mal, das musst du noch einmal sagen. Was meinst du damit?«

»Was ich gesagt habe. Es geht um das Killen. Es fällt nicht auf, wenn du killst.«

»Als Cop tut man seinen Job. Und jetzt lass mich durch, ich muss Streife gehen.«

Theo lachte breit. »Streife, ja?«
»Richtig.«
»Auch zu dieser verdammten Baptistenkirche, aus der du geflüchtet bist und meinen Hund erschossen hast? Du kennst ihn - den Mastino, der dir an den Kragen wollte.«
»Wieso?«
»Lüg nicht.« Ansatzlos schlug er zu. Seine Faust raste hoch und erwischte das Kinn der Frau. Er hörte es noch knacken, dann saß die Kinnlade schief und Jamie lag am Boden.
Breitbeinig stand Tyler über ihr.
»Ich mache dich fertig!«, erklärte er. »Ich mache dich so fertig, wie du noch nie in deinem lausigen Leben fertig gemacht worden bist.« Bei jedem Wort bewegte er drohend den ausgestreckten Zeigefinger. »Hast du das gehört?«
»Ja.«
»Was sagst du dazu?«
Das Sprechen fiel ihr schwer, weil das Kinn so schmerzte. »Ich sage dazu das hier!«
Sie hielt plötzlich ihre Waffe in der Hand, richtete die Mündung auf den Mann und schoss.
Er schaute hinein in das blasse Mündungsfeuer und spürte den Aufprall der Kugel, den Schmerz, dann wankte er zurück. An der Tür fiel er zu Boden und blieb in einer sitzenden Stellung hocken, eine Hand dorthin gelegt, wo ihn die Kugel erwischt hatte.
Jamie lag. Sie blieb auch liegen. Dann lachte sie. Dieser Idiot, dachte sie, dieser hirnverbrannte Macho. Was bildete der sich eigentlich ein?
Sie stand wieder auf. Jetzt konnte sie sich Zeit lassen, und sie gratulierte sich im Nachhinein, dass sie so schlau gewesen war und den Schalldämpfer aufgeschraubt hatte. Deshalb konnte auch keiner den Schuss gehört haben.
Sie betastete ihr Kinn. Es stand schief, zudem schmerzte es, was sich allerdings ertragen ließ. Viel wichtiger war die Wut in ihr, denn der Kerl hatte es tatsächlich geschafft, ihre Spur zu finden. Wenn es einem gelungen war, würde es bald eine halbe Armee von Bullen sein, die ihr auf den Fersen saßen.
Sie musste weg aus der Wohnung.
Nur - was geschah mit der Leiche? Jamie ging auf den Schwarzen zu. Die Kanone hatte sie weggesteckt. Sie wollte den Mann von der Tür wegräumen, bückte sich - und erlebte in den folgenden Sekunden die schlimmsten Albtraum ihres Lebens.
Plötzlich bewegte sich der andere.
Er schnellte hoch, rammte seinen Kopf vor, traf Jamie auch, die sich nicht mehr halten konnte und bis zur gegenüberliegenden Wand flog, gegen die sie stieß.

Sie hörte das Schreien und Lachen, vor ihren Augen tanzten Schatten, dann hämmerte der nächste Schlag auf sie nieder, der sie dicht oberhalb der Gürtelschnalle traf und ihr den Rest gab.

Was in der folgenden Zeit mit ihr geschah, bekam sie nicht mit. Jamie Steel war groggy.

Zuerst entwaffnete Tyler sie. Er steckte den langen Revolver in seinen Hosenbund. Dann riss er Jamie in die Höhe, trat noch gegen die am Boden liegende Mütze und schleuderte die halb Bewusstlose auf das Bett, wo sie rücklings liegen blieb.

Er starrte in ihr Gesicht.

Es war bleich und mit Schweiß bedeckt. »Du hast ausgespielt, Süße, Ich mache dich fertig. Ich werde dich…«

Jamie schlug die Augen auf, und Tyler hörte auf zu sprechen. Beide starrten sich an.

Für Jamie wirkte das Gesicht wie ein breiter Flecken, der in der Luft wie ein Ballon schwankte.

Auch wenn sie manchmal zerbrechlich wirkte, einstecken konnte Jamie. »Was wollen Sie?«

»Weißt du das nicht?«

»Nein!«

»Abrechnen. Du hast nicht nur meinen Hund gekillt, du hast auch andere getötet. Und ich habe Wilma Shrame gemocht, denn ich bin ihr noch etwas schuldig gewesen. Damit nicht genug, du kleine Nutte. Auch mich wolltest du umbringen. Du hast auf mich geschossen, auch getroffen, nur hättest du auf meinen Schädel zielen müssen und nicht auf die Brust. Die ist durch eine Weste geschützt.«

»Ich werde es mir für das nächste Mal merken.«

Die Antwort versetzte Tyler in Erstaunen. »Was hast du gesagt? Für das nächste Mal?«

»Sicher.«

»Für dich wird es kein nächstes Mal geben. Du bist schon jetzt so gut wie tot. Hast du verstanden? So gut wie tot!«

»Wir könnten uns arrangieren!«, keuchte sie.

Theo spie auf ihre Uniform. »Nein, Süße, bestimmt nicht. Ich werde meine Rache genießen. Ich mag es nicht, wenn man auf mich schießt. Ich sorge dafür, dass dieses Zimmer zu deinem Grab wird. Was meinst du, wie lange so eine Nacht werden kann, wenn ich meine Fantasie einsetze?« Er lachte kratzig auf.

Jamie glaubte ihm jedes Wort. Dieser Mensch würde keine Rücksicht kennen, das stand fest. Sie schaute auf die Waffe, die ihr gehörte und jetzt in seinem Hosenbund steckte.

Unmöglich, an sie heranzukommen.

»Nun?«

Jamie atmete ein und spürte die Schmerzen in der Brust. »All right,

du hast die besseren Karten.«

»Die habe ich, Süße, darauf kannst du dich verlassen.«

»Was soll ich tun?«

Er überlegte und zeichnete mit dem Zeigefinger seine Unterlippe nach. Auch Tyler hatte Schwierigkeiten mit der Atmung. Die Aufprallwucht der Kugel war enorm gewesen.

»Steh auf!«

»Und dann?«.

»Werden wir mit dem Spiel beginnen, Süße. Aber richtig, das kann ich dir versprechen.«

Es fiel ihr nicht leicht, sich auf die Seite zu drehen. Das Stöhnen war keinesfalls gespielt. Sie spürte den Schwindel und hatte den Eindruck, durch die Luft zu schweben und nicht auf einer Unterlage zu liegen. Dennoch wollte sie nicht aufgeben, denn da gab es noch das Messer!

Der alte Voodoo-Priester hatte es ihr damals als Erbe hinterlassen und ihr geraten, es nie zu verlieren. Irgendwann würde die Zeit kommen, wo es ihr Leben rettete.

Daran musste sie jetzt denken, als sie sich auf dem Bett herumwälzte. Das Messer war unter ihrer Kleidung verborgen, und zwar so, dass sie es rasch würde ziehen können.

Sie kniete und wandte Tyler den Rücken zu. Theo war allmählich sauer. »Stell dich nicht so an, du kleine Nutte. Komm schon.« Er griff zu und zerrte sie vom Bett.

Jamie machte sich bewusst schwer, was Tyler allerdings nicht auffiel. Er wollte seinen Spaß haben, sie demütigen, sie…

Da bewegte sich sein Opfer!

Jamie war schnell wie eine Schlange, sie wand sich aus seinem Griff, fiel wieder nach vorn, landete federnd auf dem Bett und fuhr herum.

Tyler bückte sich ihr entgegen.

Er sah das Messer in der rechten Hand der Frau, griff zur Waffe und hätte stattdessen lieber den Arm hochreißen sollen.

So aber lag seine Kehle frei.

Und Jamie zog die Hand von links nach rechts…

***

Theo Tyler stand, er fiel nicht. Er zitterte nur, hielt den Mund offen, aus dem die Zunge hervorquoll.

An seinem breiten Hals bildete sich ein dunkler Streifen.

Noch lag seine Hand auf dem Griff der Waffe, doch er schaffte es nicht, den Revolver aus dem Gürtel zu zerren. Die Kraft sickerte aus seinem Körper.

Trotzdem konnte er gehen.

Jamie saß auf dem Bett und beobachtete fasziniert, wie er nach hinten taumelte.

Mit zitternden Schritten, hervorquellenden Augen, und dann war von einem Moment zum anderen Schluss.

Er fiel, als hätte jemand bei einer Marionette sämtliche Fäden durchgeschnitten. Schwer schlug er auf und versperrte den Weg zur Tür. Wenn Jamie hinaus wollte, musste sie über den Toten hinwegsteigen.

Die aber saß auf dem Bett, lachte, starrte auf das blutige Messer, lachte wieder und schüttelte den Kopf. Plötzlich war etwas anderes in ihr, die Stimme des Teufels erreichte sie, und sie spürte das Lob, das ihr der Höllenherrscher zollte.

Oder bildete sie sich alles nur ein?

Egal, sie hatte jedenfalls gewonnen, und das Messer war zu ihrem Lebensretter geworden.

Auf einmal spürte sie die Schmerzen nicht mehr so schlimm. Sie ließen sich wunderbar ertragen.

Alles war so leicht, da konnte sie nur lachen.

Ein tiefes Gefühl durchströmte sie, als sie sich vom Bett erhob und ihre Füße auf den Boden stellte.

Langsam richtete sich Jamie auf. Sie strich durch ihr Gesicht. Die Haut war heiß. Sie fühlte sich an, als würde sie kochen. Wenn sie in den Spiegel schaute, sah sie die Flecken, die auf den Wangen tanzten. Ein Beweis ihrer Hektik.

Das alles ließ sie kalt, wichtig war nur der Sieg über den verfluchten Mulatten.

Doch wohin mit der Leiche?

Sie beugte sich über ihn und nahm zunächst ihre Waffe an sich. Mit einem guten Gefühl steckte sie den Revolver ein, dachte nach und starrte dabei zur Tür.

Wenn sie die Leiche wegschaffte, musste sie durch die Tür in den Gang, die Treppen hinab, in den Hof, wo der Wagen stand. Eine verdammt lange Strecke, auf der sie öfter gesehen werden konnte.

Das war nicht gut.

Dennoch blieb ihr keine andere Möglichkeit. Eventuell konnte sie den Körper auch aus dem Fenster und direkt auf den Hof werfen. Da musste sie sich allerdings noch etwas Zeit lassen, denn gegen drei oder vier Uhr war es im Haus am ruhigsten.

Der Mann war schwer, sehr schwer sogar. Das merkte Jamie, als sie den Toten zur Seite schob, um den Weg zur Tür freizumachen. Allein konnte sie ihn kaum tragen, um den wegzuschaffen, brauchte sie schon einen Helfer.

Wem konnte sie vertrauen?

Es gab einen Nachbarn, der schon immer mit ihr ins Bett gehen wollte. Er würde mitmachen, wenn sie ihm den entsprechenden Lohn versprach. Tatsächlich aber hatte sie noch für ihn eine Kugel übrig.

Das war am besten.
Sie wollte ihn gleich fragen, nur nichts mehr auf die lange Bank schieben.
Jamie Steel ging zur Tür, öffnete sie - und zuckte zurück, als drei Augenpaare sie anstarrten.
Sie rammte die Tür wieder zu!

***

Nicht ganz, denn Suko und ich hatten blitzschnell unsere Füße hochgekantet, sie schräg gestellt und warfen uns zugleich gegen die Tür, die nach innen flog.
Wir hörten den Schrei, stürmten in den Raum. Suko stolperte über die Leiche, fiel hin. Abe Douglas drängte sich hinter mir. Ich schnellte auf die Frau in der Uniform eines Cops zu und sah, wie sie die Waffe hervorriss.
Sie schoss.
Auch Abe Douglas feuerte. Er war schneller. Seine Kugel erwischte Jamie Steel an der Schulter, schmetterte sie herum, aber die ließ die Waffe nicht fallen. Ich sprang gegen sie und schlug zu.
Mein Faustschlag warf sie auf das Bett. Sie zerrte noch immer an ihrer Waffe, bis ich mich auf sie warf und ihr mein Kreuz ins Gesicht drückte.
Da brüllte sie wie am Spieß, bäumte sich auf, spie mir ins Gesicht und riss die linke Hand hoch.
Dass sie damit ein Messer umschloss, konnte ich nicht sehen und auch nicht, wie sie ihre Hand hinter meinem Rücken hob.
Abe war schneller.
Er drehte ihren Arm so hart herum, dass er beinahe brach. Sie ließ das Messer fallen und erschlaffte unter mir.
Ich richtete mich auf.
Suko stand neben dem Bett, die Beretta auf Jamie gerichtet, und ich wand der Frau endlich den Revolver aus den Fingern. Dann schaute ich in ihr Gesicht und schüttelte mich.
Sie hatte mit dem Teufel im Bunde gestanden, auch wenn sie kein Dämon im eigentlichen Sinn war.
Mein Kreuz hatte Spuren hinterlassen. Das Gesicht der Frau bestand jetzt nur noch aus kleinen Wunden, die sie für den Rest ihres Lebens zeichnen würden.
Sie sagte nichts, nur der Atem drang keuchend über ihre Lippen. Abe Douglas drückte mich zur Seite.
Dann sprach er die Verhaftungsformel, und in seiner Stimme klang Genugtuung mit…

***

Ich saß im abgesperrten Flur, trank Wasser aus der Dose und lehnte

mich mit dem Rücken gegen die Wand.

Neben mir hockte Suko. Wir beide schauten den Männern der Mordkommission zu, die aus dem Zimmer kamen und den toten Theo Tyler abtransportierten.

»New York ist eine widerliche Stadt«, sagte Suko. »Ich fange an, sie zu hassen.«

»Wegen Jamie Steel?«

»Auch.«

»So etwas kann uns auch in London passieren. Das ist nicht auf einen Ort begrenzt.«

»Mag sein. Ich fühle mich trotzdem bei uns wohler, John.« Er stand auf und ging zu Abe Douglas.

Ich blieb hocken, lehnte den Hinterkopf gegen die Wand und schaute nicht einmal hoch, als Jamie auf einer Trage rausgeschafft wurde.

Etwas freute mich trotzdem.

Asmodis, mein Todfeind, hatte eine weitere Niederlage erlitten. Leider hatten dafür viele Menschen sterben müssen. Und das würde sich wohl nie ändern, solange es den Teufel gab…

ENDE